

Buchbesprechungen

Antike und Mittelalter

Klaus MÜLLER/Johannes LIPPS (Hg.), Römische Monumentalarchitektur in Augsburg (Augsburger Beitr. zur Archäologie 7) Augsburg 2016, 168 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-95786-085-9, 44,80 €.

Seit 20 Jahren publiziert die Augsburger Stadtarchäologie in unregelmäßigen Abständen Abhandlungen zur vorgeschichtlichen und römischen Archäologie in der Reihe »Augsburger Beiträge zur Archäologie«. Stets durfte man auf das nächste Buch gespannt sein, da bislang jede Publikation wichtige neue Erkenntnisse lieferte. Und so viel kann vorweggenommen werden: auch im hier anzuzeigenden siebten Band ist dies der Fall. Das von Klaus MÜLLER und Johannes LIPPS herausgegebene Buch untersucht die römische Monumentalarchitektur in Augsburg – was bislang ein Desiderat war. Die Autoren widmen sich damit einem anspruchsvollen Thema, da in Augsburg bekanntermaßen kaum sichtbare Überreste der römischen Architektur die Zeit überdauert haben. Als Quellenbasis diente der Bestand der Augsburger Stadtarchäologie, der seit 2017 im neuen Zentraldepot in der ehemaligen Kammgarnspinnerei untergebracht ist.

Die Analyse der Objekte führt Klaus MÜLLER durch, der die erhaltenen Bauteile untersucht, kategorisiert und einordnet. Dabei konzentriert er sich auf die großen Gebälk- und Säulenbauteile, weil diese die wichtigsten Hinweise auf monumentale Gebäude sind und von denen er mehrere nachweisen kann. Allerdings bleibt die Problematik – wie der Autor auch selbst bemerkt –, dass die positionsgetreue Zuordnung der ermittelten Befunde bislang noch nicht möglich ist und auch weiterhin keine einzelnen Bauten direkt auf ihre Funktion bestimmt werden können. Darüber hinaus werden weitere Gebäude genannt (Theater, Arena), von deren Existenz man ausgehen kann, deren Lokalisierung jedoch bislang nicht feststeht. Müllers Analyse stellt trotz der teilweise unbefriedigenden Ergebnisse für Archäologen als auch für Historiker eine wichtige Grundlagenforschung dar, die vielfach Anknüpfungspunkte für weitere Untersuchungen gibt. An diesen Beitrag schließt sich der Aufsatz von Johannes LIPPS an, der Müllers Erkenntnisse kontextualisiert und in die Befunde aus den germanischen *provinciae* und den nördlichen italischen *regiones* einordnet. Wichtige neue Erkenntnisse sind u. a., dass bereits in der frühen Kaiserzeit von monumentalen Steinbauten in Augsburg ausgegangen werden kann. Weiterhin konstatiert Lipps, dass sich die Einflüsse in Bezug auf Gebäudeschmuck und Ausstattung von einer Dominanz norditalischer Vorbilder hin zu einem Überwiegen germanisch-belgischer Vorbilder verschoben – kulturgeschichtliche Erkenntnisse, die auch historisch genutzt werden können und die Annahmen über die Einordnung der Provinz Raetia im Imperium Romanum unterstreichen.

Sebastian GAIKHOS referiert in seiner Untersuchung das Wissen zur römischen Monumentalarchitektur auf dem aktuellen Stand der archäologischen Ausgrabungen. Er gibt eine Liste mit identifizierten Monumentalbauten (u. a. Forum, Scholae, Kapitolstempel, Stadttore) und zeigt auf, welche Erkenntnisse die Ausgrabungen bieten. Außerdem werden epigraphische Hinweise auf Baumaßnahmen wiedergegeben, sodass sich auch teilweise kulturhistorische Erkenntnisse aus den Monumentalbauten ziehen lassen. Die abschließende Ausführung zur Nachnutzung von Steindenkmälern gibt Aufschluss über die praktischen Probleme der Erforschung der römischen Monumentalarchitektur und unterstreicht damit nochmals die Bedeutung der Ausführungen Müllers. Eine Geschichte der Aufbe-

wahrung römischer Steindenkmäler in Augsburg liefert Michaela HERMANN. Sie zeichnet dabei nicht nur die Sammlungshistorie nach, sondern untersucht auch kritisch das Wirken der jeweiligen Verantwortlichen. Der Beitrag liest sich als ein Plädoyer für ein modernes Römisches Museum, da sowohl der Umfang als auch die Qualität der Sammlung die Bedeutung im städtischen Kulturleben begründen können. Ferner zeichnet Hermann ein Porträt der frei zugänglichen römischen Steindenkmäler und begründet den Aufstellungskontext sowie die Zusammenstellung. Die stringente Ausarbeitung der Sammlungsgeschichte bietet gleichzeitig einen wunderbaren Einblick in die städtische Geschichtskultur. Lediglich ein Hinweis auf die nachantiken Steindenkmäler, die u. a. im Maximilianmuseum auf Anfrage besichtigt werden können, wäre noch wünschenswert gewesen. Abgeschlossen wird das Buch von einem kurzen Beitrag aus der Feder Klaus POSCHLODS. Er stellt die unterschiedlichen Gesteinstypen der Augsburger Bauten vor und gibt einen Überblick zu deren Herkunft. Dabei werden Informationen kompakt zusammengestellt, die man bislang stets unterschiedlichen Publikationen mühsam entnehmen musste. Handelswege und Infrastruktur können daher genauer nachvollzogen werden. Insofern ist die Analyse für die Altertumswissenschaftler ein Gewinn, wobei die teilweise noch zurückhaltenden Formulierungen darauf hindeuten, dass auch künftig auf diesem Feld einiges an Forschungsarbeit zu leisten ist.

Nach den Beiträgen folgen zwei Karten, die einerseits die Fundorte der Bauteile lokalisieren, andererseits einen historischen Stadtplan des antiken Augsburgs liefern. Besonders die zweite Karte muss gelobt werden, da eine Darstellung der *urbis* in dieser Form einen ganz neuen Eindruck der Augusta Vindelicum vermittelt und wohl bis zur geplanten Einrichtung des Georeferenzsystems für Augsburg ein wichtiges Hilfsmittel bleiben wird. Aufgrund der genannten Qualitäten darf das Erscheinen des Buchs vollumfänglich begrüßt werden. Eine der Stärken liegt darin, dass sich die Beiträge gegenseitig ergänzen: Punkte, die in dem einen Beitrag nicht ausgeführt werden, greift ein anderer auf; kleine konzeptionelle Desiderate bei einer Untersuchung gleicht eine andere wiederum aus. Allein ein Punkt muss von einem Althistoriker methodisch angemerkt werden: die Angabe von Inschriften lediglich nach der IBR-Nummer (Inschriften im Bezugssystem des Raumes) ist heute nicht mehr zeitgemäß; angepasst an die neuen Arbeitsabläufe ist zusätzlich die Wiedergabe der EDH- (Epigraphische Datenbank Heidelberg) oder der Trismegistos-ID wünschenswert, zumindest jedoch die Angabe der CIL-Stelle (Corpus Inscriptionum Latinarum). Trotzdem ist das Werk rundherum gelungen. Es wird auf Jahre hinaus eine Standardlektüre zum römischen Augsburg bleiben. In dieser Qualität dürfen wir uns auf weitere Publikationen der Augsburger Stadtarchäologie freuen; der achte Band der Augsburger Beiträge zur Archäologie ist glücklicherweise bereits erschienen.

Felix Guffler

Sebastian BRATHER (Hg.), Recht und Kultur im frühmittelalterlichen Alemannien. Rechtsgeschichte, Archäologie und Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Erg.-Bd. 102) Berlin/Boston 2017, VI + 371 S., ISBN 978-3-11-045943-2, 109,95 €.

Der Sammelband fasst die Ergebnisse einer Freiburger Tagung zusammen, welche im Juli 2013 unter dem Titel »Alemannisches Recht und alltägliches Leben. Das frühe Mittelalter im interdisziplinären Gespräch« stattfand. Tatsächlich bündelt der Band rechtsgeschichtliche, archäologische und selbstredend geschichtswissenschaftliche Ansätze auf neuestem Forschungsstand. Damit bietet das Sammelwerk eine willkommene Ergänzung zum ähnlich interdisziplinär angelegten und 2012 erschienenen Sammelwerk zur »frühmittelalterlichen

Baiovaria«,¹ was nicht zuletzt im Blick auf parallele Traditionen und Entwicklungen in den vormals römischen Provinzen Rätien und Noricum Sinn macht. Dabei ist besonders hervorzuheben, dass von einer volkssprachigen Differenz westlich und östlich des Lechs im Frühmittelalter nach neueren Forschungen nicht mehr gesprochen werden darf, da ältestes Bairisch von ältestem Alemannisch nicht zu scheiden ist. Vielmehr handelt es sich um Ausgleichsmundarten verschiedener einwandernder Germanengruppen in die Gebiete südlich der Donau mit einer mundartlichen Ausdifferenzierung in westliches Alemannisch (und Schwäbisch) und östliches Bairisch erst in Hoch- und Spätmittelalter.²

Von daher wären ein intensiverer Einbezug der spätantiken und frühmittelalterlichen Verhältnisse gerade in der Grenzregion, nämlich in Bayerisch-Schwaben sowie am Lechraim und für Augsburg selbst als altem Bischofssitz mit wohl antiker Tradition und altererbter literater Exzellenz, wünschenswert gewesen, denn die rechtshistorischen Aufsätze von Eva SCHUMANN (S. 89–138), Clausdieter SCHOTT (S. 139–151) und Steffen PATZOLD (S. 153–168) heben immer wieder die Parallelen zwischen »Pactus Alamannorum« sowie »Lex Alamannorum« mit der »Lex Baioariorum« hervor.³ Während hier die alemannisch-baiuwarischen Interferenzen breit diskutiert werden, vermisst man im gesamten Band durchaus breitere Ausführungen zur alten Provinzhauptstadt in Alemannien, also zu Augsburg, nicht zuletzt auch als frühmittelalterlichem Schreibort.⁴ Allenfalls Inningen erfährt im Aufsatz von Heiko STEUER einlässlichere Berücksichtigung (S. 57): »Auf dem kleinen Gräberfeld von Inningen, Stadt Augsburg, wurde ein Vierergrab (Grab 2) entdeckt, es datiert in die erste Hälfte bis Mitte des 7. Jahrhunderts. Die vier Krieger hatte man gemeinsam in einer großen Holzkammer beigesetzt. Drei waren mit Sax und Spatha bewaffnet. Der vierte, nördlich am Rand liegende Mann trug nur einen Sax, doch außerdem zwei Lanzen. [...] Alle waren im Kampf erschlagen, bei einem war ein Bein durchgehackt.«

Auch wenn man insgesamt gerne mehr über den spätantiken bis frühmittelalterlichen Augsburger Raum erfahren hätte,⁵ was jedoch ein grundsätzliches Forschungsdesiderat im Sinne einer noch zu leistenden interdisziplinären Anstrengung vor Ort darstellt, ist der Sammelband insgesamt als äußerst informativ und auf neuestem Forschungsstand zu charakterisieren, wenn etwa Thesen von alemannischen Kriegerinnen falsifiziert werden (S. 60). Überhaupt durchzieht den gesamten Band eine erfreulich diskursive Herangehensweise, die auch mitunter in griffige Formulierungen mündet. Diesbezüglich bringt es etwa Heiko Steuer auf den Punkt (S. 40): »Die Bajuwaren waren vielleicht auch Alemannen bzw. Alemannen haben zur Genese der Bajuwaren beigetragen.« Die Grenzen verschwimmen noch mehr, wenn Dieter GEUENICH (S. 80 f.) summiert, »dass weder die archäologisch fassbaren Hinterlassenschaften noch die Schriftquellen, die der Geschichtswissenschaft zur Verfügung stehen, sichere Anhaltspunkte für die Bestimmung des Raumes und der Grenzen der *Alamannia* im 7. und frühen 8. Jahrhundert gewähren«. Hinzu kommen überregionale Verflechtungen, für die Eva Schumann aus dem Blickwinkel der Rechtsgeschichte ein Forschungsdesiderat benennt (S. 102): »Auch ist die (rechts-)historische Forschung bislang nicht der Frage nachgegangen, ob die über das Geschlecht der Agilolfinger vermittelten

¹ Vgl. Hubert FEHR/Irmtraut HEITMEIER (Hg.), *Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiovaria* (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte 1) St. Ottilien 2014.

² Vgl. Werner KÖNIG, *Alemannisch-Schwäbische Dialekte in Bayern*, publiziert am 6.12.2010, in: *Historisches Lexikon Bayerns*, URL: <https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Alemannisch-Schw%C3%A4bische_Dialekte_in_Bayern> [eingesehen am 10.4.2018].

³ Zum neueren Forschungsstand vgl. Roman DEUTINGER (Bearb./Übers.), *Lex Baioariorum. Das Recht der Bayern* (Editio Bavarica 3) Regensburg 2017.

⁴ Vgl. Klaus WOLF, *Augsburg*, in: Martin SCHUBERT (Hg.), *Schreiborte des deutschen Mittelalters. Skriptorien – Werke – Mäzene*, Berlin/Boston 2013, S. 41–56.

⁵ Valerie SCHOENENBERG weist auf den Mühlenfund »im bayerischen Dasing« (S. 296) hin.

engen verwandtschaftlichen Verbindungen der Herrscherhäuser der Langobarden, Alemannen und Bayern im 7. und 8. Jahrhundert mit den formalen und inhaltlichen Übereinstimmungen der drei Rechte in Zusammenhang stehen könnten.« Diese rechtshistorisch im Blick auf die Agilolfinger vorgenommene dynastische Fokussierung ließe sich sogar literaturgeschichtlich im Sinne einer agilolfingischen Literaturpolitik festmachen.⁶ Daraus ergibt sich eine grundsätzlich interessen geleitete Förderung von Schriftlichkeit, ein Phänomen, das etwa bei Steffen Patzold in der Erörterung der »Fälschungsthese« bezüglich der »Lex Alamannorum« als mutmaßlicher Fälschung von Mönchen der Reichenau mündet, wobei er zu folgenden Ergebnissen gelangt (S. 167 f.): »Der Bezug einer frühen Fassung des Lex Alamannorum-Textes zur Reichenau, gar die Provenienz des Textes selbst aus diesem Kloster ist nicht bewiesen. [...] Die Hypothese einer Fälschung ruht nicht auf einem starken Argument der äußeren Quellenkritik, auch nicht auf einer Beobachtung eines handfesten textuellen Anachronismus – sondern allein auf einem weichen, inhaltlichen Argument: ›Die‹ Kirche werde in der Lex Alamannorum ungewöhnlich stark bevorteilt. Dieses Argument setzt implizit in anachronistischer Weise die Dichotomie von Staat und Kirche ebenso voraus wie ein Kollektivinteresse ›der‹ Kirche. [...] Solange wir hierfür keine zwingenden Gründe haben, sollten wir von der Echtheit der Texte ausgehen – geradeso wie auch schon all jene Zeitgenossen des 8. und 9. Jahrhunderts, die den Text kopierten und verwendeten.« Und den Zeitgenossen und Anwendern der Rechtstexte war nicht zuletzt durch die volkssprachigen Ausdrücke und Termini gedient, auf welche die Formel: *quod Alamanni dicunt* aufmerksam machte.

Die entsprechenden althochdeutschen Begriffe werden von Wolfgang HAUBRICHS einer einlässlichen Untersuchung unterzogen (S. 169–209). Dabei kann er verschiedene lautgesetzliche Phasen deutlich voneinander abheben. Eine ebenso feinsinnige Methodik weisen auch die mehr archäologischen Beiträge auf, wie etwa von Stephanie ZINTL (S. 239–255), welche für vermeintlichen frühmittelalterlichen Grabraub einleuchtende Erklärungen präsentiert, während Thomas ZOTZ die schriftlich belegten Begriffe *domus*, *casa* und *curtis* mit der Siedlungsrealität kontextualisiert und bei *Canstat ad Neccarum* (S. 265) auf Kontinuität von der Römerzeit zum Frühmittelalter hinweist, während Valerie SHOENENBERG (S. 279) auf die erkenntnismäßige Problematik »der frühmittelalterlichen Holzbauweise« aufmerksam macht und zu dem (angesichts der alemannisch-baiuwarischen Interferenzen nicht überraschenden) ernüchternden Befund kommt (S. 305): »Eine explizit alemannische Bauweise ist für die Merowingerzeit nicht nachweisbar.« Nicht weniger vorsichtig äußert sich Sebastian RISTOW zum frühen Christentum (S. 345): »Inwieweit nur die Elite Träger des neuen Glaubens bei den Alemannen war und sich von der normalen Bevölkerung abhob, lässt sich mit den Mitteln der Archäologie so gut wie nicht beantworten.«

So formuliert der Band am Ende vor allem viele Fragen und Forschungsdesiderate zu Alemannien, den Alemannen und dem Alemannischen. Der Sammelband tut dies freilich aus kundiger interdisziplinärer Perspektive. In der Summe lohnt daher die grundlegende Lektüre für alle am Frühmittelalter Interessierten, die sich auf neuestem Forschungsstand über »Alemannien« informieren wollen. Zugleich wird deutlich, dass auch künftig nur eine interdisziplinäre Vorgehensweise zu neuen Ergebnissen für diese Region in jener frühen Epoche führen kann.

Klaus Wolf

⁶ Vgl. Klaus WOLF, Gab es eine Literaturpolitik der Agilolfinger? Ein Beitrag zur regionalen Literaturgeschichtsschreibung, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 161 (2009) S. 283–292.

Karl-Heinz RUESS (Red.), Konradin (1252–1268). Der letzte Staufer (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 37) Göppingen 2018, 133 S., Abb., ISBN 978-3-929776-29-4.

Konradin, der letzte Stauferkönig, ist ein bekannter Unbekannter. Enorme Aufmerksamkeit sicherte ihm besonders im 19. Jahrhundert sein tragisches Ende, schließlich bot er aller Larmoyanz über Deutschlands verhinderte Größe eine Projektionsfläche; die Eckdaten seines gescheiterten Versuchs zur Wiederaufrichtung des Reichs seiner Vorfahren sind demgemäß bestens bekannt. Doch fehlen seit vielen Jahrzehnten umfassendere moderne Neuinterpretationen zu Konradins Person und den historischen Kontexten.

In diese Lücke stößt nun der vorliegende Band mit einigen aktuellen Bestandsaufnahmen und Ausblicken. Er dokumentiert eine Tagung der Reihe »StauferGestalten«. Das zugrunde liegende Format des regen Göppinger Geschichtsvereins »Gesellschaft für staufische Geschichte« stellt seit 1997 alle zwei Jahre prominente Staufer auf zeitgemäßem, wissenschaftlichem Niveau in den Mittelpunkt. Dabei garantiert schon die begrenzte Verfügbarkeit tagungsgeeigneter »Staufergestalten« eine gewisse Beschäftigung auch mit den eher vernachlässigten späten Staufern. Die Zusammenstellung eines inhaltlichen Panoramas zu Konradin erscheint in einem so überschaubaren Forschungsfeld nicht einfach – eine Herausforderung, die der Band überzeugend bewältigt.

Sechs Beiträge versammelt er, ausgehend von den diplomatischen Quellen über eine Reihe landesgeschichtlicher Perspektiven bis hin zur Konradin-Rezeption. Breiten Raum nehmen immer wieder Konradins Itinerar und Netzwerke sowie die nachträgliche Indiennahme seiner Person zu Legitimationszwecken ein. Eröffnend berichtet Joachim WILD über die von ihm zur Edition vorbereiteten »Urkunden und Briefe Konradins«: Unter anderem kann Wild zeigen, wie lange Konradin auf Kanzleipersonal und -usancen seines bayerischen Onkels Ludwig angewiesen war, und wie der Staufer erst auf dem Italienzug eine eigene »notdürftige Reisekanzlei« (S. 19) mit Registerführung entwickelte. Ebenfalls der übermächtigen bayerischen Verwandtschaft und Gefolgschaft widmet sich Christof PAULUS in seinem Beitrag zu »Konradin und de[m] Süden des Reiches«. Gegen das ältere bayerisch-patriotische Idyll einer Bindung der Wittelsbacher und Konradins voller Treue und Zuneigung postuliert Paulus zweckorientiertere Motive: Der »Machtpolitiker Ludwig« (S. 55) habe von Konradin profitiert, wie übrigens auch viele »Große und Mittelgroße« (S. 49) von einer »Mehrfachloyalität zwischen bayerischem und schwäbischem Herzog« (S. 52 f.); bis Konradin scheiterte, beruhten diese Beziehungen ja auch auf Gegenseitigkeit. Ebenfalls ein älteres lokalpatriotisches Bild dekonstruiert Romedio SCHMITZ-ESSERS Beitrag »Meinhard II. [von Tirol], Rudolf von Habsburg und das lange Leben Konradins in Österreich«: Am Beispiel von Konradins Italienzug problematisiert der Grazer Historiker die habsburgerfreundliche Deutung einer getreuen Teilnahme Rudolfs am gesamten Unternehmen oder zumindest an einem Hoftag in Verona; Schmitz-Essers Gegenvorschlag, Rudolf sei nicht einmal in Verona gewesen, muss allerdings quellenbedingt Spekulation bleiben. Zwei weitere landesgeschichtliche Perspektiven eröffnen schließlich Oliver AUGES Beitrag »Auf dem Weg zum deutschen Königtum? Konradin und das Herzogtum Schwaben« und Mauro RONZANI Ausführungen zu »Konradin und Italien«: Auge beschreibt Konradins Durchsetzung in der schwäbischen Herzogswürde und betont, wie wirkmächtig diese auch noch unter Konradin mit der Ambition auf das römisch-deutsche Königtum verknüpft war. Der Pisaner Mediävist Ronzani kann am Beispiel der ghibellinischen Toskana und insbesondere Pisas überaus getreue Parteigänger Konradins präsentieren. Ausgehend von innerkommunalen Parteilagen analysiert er die staufischen Unterstützungsnetzwerke, beschreibt aber auch die kulturgeschichtlich interessanten Empfänge für Konradin und die spätere lokale Erinnerung an ihn. Schließlich führt noch ein letzter Beitrag in die südeuropäische Sphäre sowie in die Rezeptionsgeschichte. Svenja TRÜBENBACH, Doktorandin der Kunstgeschichte, referiert in »Konradin und Karl von Anjou. Die Wandmalereien in Pernes-les-Fontaines« die ein-

schlägigen Forschungen von T rence Le Deschault de Monredon zu einem hochinteressanten Freskenzyklus: In der provenzalischen Adelsresidenz Pernes-les-Fontaines östlich von Avignon entstanden zwischen 1323 und 1331 Bilder, die Konradin aus proangiovinischer Perspektive als zu Recht Besiegten, aber doch als gekrönten König darstellen.

Alles in allem ist die Publikation ein anregendes B ndchen, das sozusagen die Fackel der Konradinforschung vor dem Verlöschen bewahrt und sogar Möglichkeiten einer künftigen Neuinterpretation anbieten könnte: Mag doch die Dekonstruktion lokal- oder nationalpatriotischer Narrative des 19. bis 20. Jahrhunderts, die Unterfütterung mit hilfswissenschaftlicher und landesgeschichtlicher Forschung und die Zusammenschau europäischer Bezüge eine gute Basis weiterer Erkenntnisse darstellen.

Richard Engl

Gisela DROSSBACH/Klaus WOLF (Hg.), Reformen vor der Reformation. Sankt Ulrich und Afra und der monastisch-urbane Umkreis im 15. Jahrhundert (Studia Augustana. Augsburgische Forschungen zur Europäischen Kulturgeschichte 18) Berlin/Boston 2018, VII + 391 S., ISBN 978-3-11-058423-3, 99,95  .

Clastrum de claudendo nomen accepit – ein Kloster leitet seinen Namen vom Verbum schließen/abschließen her. Da aber auch ein Kloster nicht völlig losgelöst von Topographie, von Wirtschaft und Handel abgeschlossen existieren kann, auch die Mitglieder des Konvents (nicht zuletzt auch durch verwandtschaftliche Beziehungen) einerseits, die Mitarbeiter als Konversen und vor allem jene, die als Laien für das Kloster arbeiten, andererseits in Netzwerke aus dem Kloster heraus und in das Kloster hinein verflochten sind, sind das Ideal des Klosterlebens und auch die Klausur mitunter schwer zu verteidigen. Dies gilt für alle Klöster, ein Kloster in einer Stadt steht vor verstärkten Herausforderungen. Der hier vorzustellende und zu besprechende Tagungsband bildet unter diversen Aspekten ab, wie das Kloster St. Ulrich und Afra in der spätmittelalterlichen Stadt Augsburg seinen Platz erfolgreich im Sozialgefüge der Stadt behauptete, sich in seinem Verhältnis zum Bistum, zum Bischof einerseits, zum Domkapitel andererseits erfolgreich durchsetzte und dennoch dem durch die Melker Reform intensivierten Ansprachen der Umsetzung monastischer Lebensform gerecht wurde. Hier ist das Augenmerk auch auf die Interaktion zwischen dem Benediktinerkloster St. Ulrich und Afra und Klöstern anderer Orden, die in der Stadt liegen, zu richten. Schließlich ist ein Kloster mehrfach in überregionale Netzwerke eingebunden: als Benediktinerkloster in die Ordensprovinz, ab den 40er-Jahren des 15. Jahrhunderts vorrangig mit Abt Melchior von Steinheim in den Reformverband der Melker Reform und über diesen in das Netzwerk monastisch-universitärer Gelehrsamkeit. Im Zuge dessen wird die Einhaltung des monastischen Normenkatalogs neu definiert und verschärft in der Einhaltung gefordert. Hier beleuchtet vor allem Klaus WOLF (S. 231–238) die Rezeptionswege aus der Wiener Universität über Tegernsee nach St. Ulrich und Afra in Augsburg. Dieses monastisch-universitäre Netzwerk, das sich nicht nur nach Wien, sondern auch nach Padua (Sigismund Meisterlin) erstreckte, ist zudem im Hinblick von Handschriftenproduktion im Kloster wie auch im Hinblick auf die Historiographie von wesentlicher Bedeutung.

Allem voran ist der Gottesdienst zu stellen. So verlangen es Regel und Reform. Gerade die Liturgie und insbesondere deren musikalische Ausgestaltung, eingebettet in die *praxis regularis vitae*, stellen die größten Herausforderungen für eine Klostersgemeinschaft, die sich der Aufgabe gegenübersieht, der Verpflichtung im Hinblick auf Stifterged chtnis im Besonderen, der Memorialverpflichtungen im Allgemeinen gerecht zu werden. Gerade im Kontext der Festtagsliturgie kommt es auch zur Nachsicht seitens der Vorgaben der Visitatoren, da die Gestaltung der Gottesdienste, an welchen Mitglieder aus Stifter- und Wohl-

täterfamilien (der städtischen Elite, wie auch der Eliten aus dem städtischen Umland) und Familien von Ordensmitgliedern teilnehmen, oft besonderer Gestaltung bedürfen. Wird schließlich im Sinne der neu betonten Hauspatrozinien Ulrich, Afra und Simpert gezielt gebaut und Liturgie gefeiert, so fallen die für diese besondere Festliturgie hergestellten liturgischen Handschriften besonders prunkvoll aus und erfordern anlässlich einer feierlichen Translation der Reliquien des hl. Simpert in Anwesenheit des Kaisers eine besondere musikalische Umrahmung. Franz KÖRNDLE (S. 315–325) stellt mit Johannes Keck einen Gelehrten vor, der durch sein Studium in Wien (Magister Artium) und Basel (wo er den Doktor der Theologie an der Konzilsuniversität erhielt) auch Kenntnis der Musiktheorie und -praxis erwarb; interessant ist, dass Keck – der ja nach seiner Aufnahme in Tegernsee mit der Abfassung eines Kommentars zur Benediktregel beauftragt wurde, in dem er der Musik sehr großen Raum bietet – spezifisch auf die Augsburger Situation, wie sie sich dem Zeitgenossen im Hinblick auf die Einbettung des Klosters in das Sozialgefüge der Stadt darstellt, Bezug nimmt. Im Kommentar zur Benediktregel aus der Feder des Johannes Keck wird insbesondere die zu tadelnde Bereitschaft der Augsburger Benediktiner zu Musik und Tanz thematisiert. Abseits von Liturgie und deren musikalischer Gestaltung stellt das oben schon skizzierte Netzwerk, das über die Einbettung in die Melker Reform nicht zuletzt auch im universitären Umfeld erfolgte, eine Herausforderung für die Aufrechterhaltung monastischer Lebensformen dar. Es ist eben nicht nur Streit und Lärm in der Stadt (Martin KAUFHOLD, S. 91–100), es sind nicht nur die Aspekte der Urbanisierung und der Urbanität Augsburgs im 15. Jahrhundert (Rolf KIESSLING, S. 101–124), es ist auch nicht nur die Einbettung des Klosters – dessen Kirche auf dem Plan nicht als im Bau befindlich, sondern detailliert, wie sie im Kontext der Simpertlegende bereits dargestellt wird, abgebildet ist – in die *mensura et pictura* (Andrea WORM, S. 361–388), es ist auch die Verortung des Konvents in eine Narration (Edith FEISTNER, S. 169–186), die diese Herausforderungen für den Konvent in der Stadt darstellen, ein Konvent zu bleiben.

Die Ausstattung des Klosters mit Büchern ist bereits eine Grundforderung Benedikts von Nursia. Melchior von Steinheim, der an der Universität Wien zum Baccalarius graduiert wurde und 1435 in Melk die Profess ablegte, im Zuge der Reform seine *stabilitas* nach Augsburg verlegte, diskutierte mit dem Wiener Professor Benedictus Lurr die Frage, ob Mönche aus Augsburg zum Studium nach Wien zu senden seien.¹ Melchior von Steinheim sorgte jedenfalls für namhaften Aufschwung des Buchbestands, nicht zuletzt um im Sinne der Reform die geistige Nahrung zu sichern. Er sorgte nicht nur für die »Heraufsetzung der Gelehrtenquote« (wie sie Thomas KRÜGER für das Domkapitel feststellt, S. 75–90, hier 82), sondern eröffnete durch die geglückte Wirtschaftsführung dem Buchdruck (Günter HÄGELE, S. 187–204) kurzzeitig Möglichkeiten innerhalb des Klosters. Die Reform führte auch geradezu zu einem »Revival der Klosterskriptorien«, wie Karl-Georg PFÄNDTNER (S. 239–253) ausführt. Dem Titel seines Aufsatzes entsprechend konzentriert sich Pfändtner auf die illuminierten Handschriften; er schenkt daher der sogenannten Massenware keine Aufmerksamkeit, die aber gerade als ein wesentliches Kennzeichen des »Revivals« ebenso interessant wäre. Hier existiert eine lohnenswerte »Aufgabe« für die Zukunft. Herbert SCHNEIDER (S. 255–275) lenkt seine Aufmerksamkeit auf die *consuetudines*, näherhin dann auf die liturgischen Reformtexte, wie sie bislang nach Augsburger Bibliothekskatalogen festzumachen sind. Dabei verweist er auf mannigfache Desiderata – zumal die Bestände der Augsburger Benediktinerbibliothek vielfältig verstreut sind (Stuttgart, München oder Augsburg). Bezüglich der Liturgie, die »nichts für Langschläfer« sei (so der Aufsatztitel), lenkt Schnei-

¹ Meta NIEDERKORN-BRUCK, Kloster Melk und Universität Wien von 1365 bis 1500, in: Gottfried GLASSNER (Hg.), Universität und Kloster. Melk als Hort der Wissenschaftspflege im Bannkreis der Universität Wien. Fruchtbare Austausch seit 650 Jahren (Thesaurus Mellicensis 3) St. Ottilien 2016, S. 31–83, hier 37 und 73.

der den Blick des Lesers schließlich dezidiert auf die *caeremoniae* und weist auf Desiderata im Bereich der Erforschung der *consuetudines* im Hinblick auf die tatsächlichen Traditionslinien hin. Der Bestand an italienischen Rechtshandschriften ist nicht mit dem Benediktinerkloster als Auftraggeber und Erwerber zu verbinden, sondern mit Domkapitel und städtischen Eliten. Die Handschriftennutzung ist aber hier, wie »sicherlich auch in anderen Zentren [...] über Orden und Stände hinweg vollkommen gebräuchlich« (Ulrike BAUER-EBERHARDT, S. 341–360, hier 342). Der Bestand der Dombibliothek (Juliane TREDE, S. 327–340) ist mit 220 Bänden deutlich kleiner als der der Benediktiner, für deren Bibliothek rund 630 Bände nachgewiesen sind (S. 328). Bischof Peter von Schaumberg ist als Förderer zu benennen; ein Aufschwung ist abermals in den 1460er-Jahren zu verzeichnen, der allerdings mehr auf Bucherwerb als auf eine Produktion im eigenen Skriptorium verweist. Schließlich ist im Sinne der Einbettung des Klosters in das städtische Umfeld auf das Wirken Johannes Geilers von Kaisersberg zu verweisen, der in erster Linie tatsächlich von städtischen Eliten und Klerus rezipiert wird (Werner WILLIAMS-KRAPP, S. 204–214). Seine Kritik spezifisch auch gegen Mönche und Nonnen wurde von diesen sicherlich wahrgenommen; konkret benennt Geiler aber keine Reformbedürftigkeit der Klöster (S. 211). Das Werk, auf dem seine Predigten aufbauen (Johannes Gerson, Johannes Nider), hat Geiler wohl bereits in St. Ulrich und Afra kennengelernt. Jedenfalls gehörten diese Texte zum Leseprogramm des Reformkreises. Manche Handlungsmaximen lesen sich mitunter wie jene, die im monastischen Reformprogramm, ja sogar in Visitationsrezessen zu lesen sind, so die Aufforderung, dass *rauche Kleider auf ein keischen leib* gehörten. Eine Monastizierung der Laienwelt ist es vielleicht nicht, aber eine, die die *theologia mystica* nicht als eine Angelegenheit von Eliten, sondern als eine Chance für alle sehen wollte.

Es liegt ein reicher Band vor, der in manchem ergänzbar wäre; es fällt jedem aus seinem Forschungsbereich immer etwas ein, das zu berücksichtigen wert wäre. Dass der Bibliotheksbestand, wie im Band mehrfach und unter verschiedenen Aspekten deutlich wird, immer noch verstreut ist, steht als Herausforderung im Raum. Die Geschichte des Klosters in der Stadt und zu dessen diversen Sozialgefügen würde sicherlich durch die Bibliothekrekonstruktion reiche Erkenntnisse gewinnen. Es wird ferner interessant sein, den Einfluss der Melker Reform auf St. Ulrich und Afra in Augsburg, vor allem aber von St. Ulrich und Afra auf Augsburg und sein Umfeld herauszuarbeiten, der Frage nachzugehen, welche Eliten ihre Söhne zur Ausbildung in die Schule schickten oder welche daraus resultierenden Verbindungen in den Tätigkeitsfeldern verschiedener geistlicher und weltlicher Funktionsträger wiederum nachgewiesen werden können.

Meta Niederkorn-Bruck

Frühe Neuzeit

Thomas GROLL (Hg.), Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 51 (2017), Lindenberg 2017, 940 S., 170 Abb., ISBN 978-3-95976-109-3, 25 €.

Das Reformationsjubiläum 2017 bot Anlass, über die wissenschaftlich recht gut erforschten religiösen Entwicklungen in Augsburg, bekanntlich eine der bedeutendsten Städte des Reichs in diesem Zeitalter, während des Reformationsjahrhunderts neu zu reflektieren. Die Ergebnisse der diesbezüglich am 22. Juni 2017 ausgerichteten Tagung »Die Reformation und die Reichsstadt Augsburg« liegen nun gedruckt im ersten Teil des Jahrbuchs des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte vor.

Wie Christof PAULUS in seinem Beitrag über die spätmittelalterliche Frömmigkeit in Augsburg ausführt, muss man sich das religiöse Leben in der schwäbischen Handelsmetro-

pole am Vorabend der Reformation recht sinnenfreudig vorstellen. Zahlreiche Stiftungen der vermögenden Bürgerschaft vermehrten in dieser Zeit die religiösen Praktiken in der Stadt. Einige davon überlebten die Einführung der Reformation, wie Klaus WOLF am Beispiel der Passionsspiele in schwäbischen Reichsstädten zeigen kann. Zwar sind Klagen über den schlechten Umgang einzelner Kleriker mit ihren Mitmenschen und dem Kirchenvermögen belegt, doch sieht Paulus in der kirchlichen Situation in Augsburg um 1500 keine übermäßige Reformbedürftigkeit, die den Ausbruch der Reformation als notwendige Gegenreaktion hätte nach sich ziehen müssen. Teilt man diese Auffassung, so müssen die Ursachen für den Erfolg der Reformatoren auch jenseits der spätmittelalterlichen Kirche gesucht werden.

Der Beitrag Christoph BECKERS zum frühneuzeitlichen Religionsrecht gibt dazu einen wichtigen Hinweis: Die Durchsetzung des römischen Rechts als zentrale Rechtsquelle besonders durch humanistische Juristen und die durch den Buchdruck begünstigte Vermehrung territorialer Gesetzessammlungen auf dieser Grundlage führten zu einer Reformation des Rechts noch vor der Reformation der Kirche. Andererseits legitimierte die Hinwendung der Kommune zur kirchlichen Reformation auch die Modernisierung des eigenen Stadtrechts. Nimmt man den Umstand hinzu, dass der Humanismus bekanntlich auch in Bereichen des Bildungswesens und der Kultur neue Akzente setzte, lässt sich auf eine große Reformfreudigkeit in dieser Zeit unter bürgerlichen Vorzeichen schließen, die schließlich auch die Kirchengemeinden betraf.

Daher ist es nicht überraschend, dass der Begriff der »Gemeindereformation«, den Peter Blickle geprägt hat, zumindest für Augsburg einen zentralen Schlüssel zum Verständnis der Vorgänge seit den 1520er-Jahren darstellt, wie Rolf KIESSLING erläutert. Träger der Veränderungen waren zum einen die Konvente der Karmeliten und Franziskaner, die eng mit der Bürgerschaft verzahnt waren, zum anderen die bürgerlichen Pfarrzechen, die ihre Einflussmöglichkeiten in den Pfarreien im reformatorischen Sinne nutzten. Da sich der Rat der Stadt, solange er der Politik des Stadtschreibers Peutinger folgte, in den konfessionellen Fragen zunächst zurückhielt, entwickelte sich in den einzelnen Gemeinden eine spezifische Eigendynamik, die zu einer breitgestreuten Vielfalt reformatorischen Gedankenguts führte. Neben der lutherischen und der oberdeutschen Spielart zählte dazu bekanntlich auch eine starke Täuferbewegung in Augsburg, deren Geschichte Walter ANSBACHER nachzeichnet. Innerhalb der unterschiedlichen Gemeinden spielte die persönliche Bindung zur Person des jeweiligen Predigers eine stärkere Bedeutung, als dies im Spätmittelalter festzustellen ist.

Martin Luther selbst konnte mit diesem theologischen Pluralismus in Augsburg wenig anfangen. In seinen im Augsburger Stadtarchiv überlieferten Briefen an den Augsburger Rat, die Michael CRAMER-FÜRTIG vorstellt, versuchte er durch die Empfehlung von Predigern den Zwinglianismus in Augsburg einzudämmen. Seine wenig geschmeidige Haltung in dieser Frage führte dazu, dass sein persönlicher Einfluss auf die Lechmetropole zusehends schwand.

Die Bedeutung der Gemeindereformation wurde in Augsburg zweifelsohne durch die zögernde Haltung des Rates und die Größe der Stadt mit ihren ökonomisch überaus potenten Bürgern begünstigt. Dennoch ist dieses Phänomen kein Einzelfall. Der ereignisgeschichtlich orientierte Aufsatz Thomas GROLLS zu den Entwicklungen in allen einzelnen Territorien auf dem Gebiet des Bistums Augsburg zeigt auf, dass die Situation in anderen schwäbischen Reichsstädten ähnlich gelagert war. Außergewöhnlich war dagegen, dass es in Augsburg auch romtreue Bürger gab, die mit ähnlichen Methoden wie ihre protestantischen Mitbürger ihre Kirchengemeinden prägten. Das herausragende Beispiel der Handelsfamilie Fugger, die in Fragen nach der Rechtfertigung des Zinsnehmens, der Monopolbildung oder des Ablasshandels zur Zielscheibe der Reformatoren wurde, zeigt, wie der Beitrag Dietmar SCHIERNERS belegt, dass bürgerliches Engagement auch zu einer Reform der noch bestehenden katholischen Gemeinden führte. Um in Blickles Diktion zu bleiben, könnte man hier von

einem Fall von »Gemeindegegenreformation« sprechen. Die Trennlinien zwischen den unterschiedlichen Entwicklungen blieben lange Zeit diffus und leicht überwindbar.

Dies änderte sich, wie Klaus UNTERBURGER in seinem Beitrag über Ähnlichkeiten der Theologie in den sich ausbildenden Konfessionen herausstreicht, erst mit der reichspolitischen Großwetterlage. Erst nach dem Reichstag von 1548, als Kaiser Karl V. zum letzten Mal versuchte, die konfessionelle Einheit des Reichs zu bewahren, lässt sich in der gastgebenden Reichsstadt Augsburg eine Distinktion zwischen Katholiken und Protestanten feststellen, die erst ab da klar geäußert wurde. Luther selbst kann Unterburger theologisch ohne Traditionsbruch in der Augustinus-Rezeption der spätmittelalterlichen Kirche verorten und im Jansenismus des 17. Jahrhundert eine ähnlich argumentierende Gruppierung der katholischen Kirche identifizieren, so dass die Kirchenspaltung theologisch als unnötig erscheint.

Da schließlich der Augsburger Religionsfriede nur die »Confessio Augustana« und kein anderes protestantisches Bekenntnis reichsrechtlich anerkannte, verstärkte sich die Vereinheitlichung der protestantischen Gemeinden in Augsburg und es etablierte sich eine in zwei Teilen gesplante Stadtgesellschaft mit einer lutherisch geprägten Bevölkerungsmehrheit, die einer politischen Mehrheit katholischer Patrizier im Rat gegenüberstand. Dass sich diese beiden Blöcke bereits im Reformationsjahrhundert stark voneinander abgrenzten, kann Regina DAUSER im Zusammenhang mit dem Augsburger Kalenderstreit für die Jahre ab 1584 zeigen: Während der Chronist Georg Kölderer in der Einführung des Gregorianischen Kalenders durch den Rat der Stadt den ersten Schritt zur Rekatholisierung Augsburgs sieht, äußert der Handelsherr Hans Fugger in seinen Korrespondenzen die Befürchtung, dass die Revolte der protestantischen Seite dagegen zur Abschaffung des katholischen Glaubens in der Stadt führen könnte. Beide Konfessionsgruppen fühlten sich also von der anderen existentiell bedroht. Eine gemeinsame, integrierende Stadtkultur lässt sich somit zu Beginn des Kalenderstreits kaum auszumachen.

Die Beiträge zeichnen trotz ihrer größtenteils rein stadtgeschichtlich ausgerichteten Fragestellung die wichtigsten Entwicklungen im Reformationsjahrhundert mit einem Schwerpunkt auf den 1520er-Jahren nach. Der Weg von den unterschiedlichsten Gemeindereformationen hin zu den Homogenisierungstendenzen des Konfessionalisierungsprozesses lässt sich in Augsburg bei allen lokalspezifischen Besonderheiten verdichtet nachvollziehen. In dieser Hinsicht stellen die Aufsätze einen über die Stadt hinausweisenden Beitrag zur Aufarbeitung der Reformationsgeschichte dar.

Magnus Ulrich Ferber

Stefan GRÜNER, *Mit Sitz und Stimme. Die Erlangung der Reichsstandschaft durch die Familie Fugger auf dem Augsburger Reichstag von 1582* (Materialien zur Geschichte der Fugger 9) Augsburg 2017, 374 S., 12 Abb., Graphiken, ISBN 978-3-95786-131-3, 24,80 €.

Götz Freiherr von Pölnitz hatte lange das Bild der dritten Fugger-Generation, Marx, Hans und Jakob, geprägt. Er nannte sie ein »Geschlecht von Epigonen und Diadochen«. Nach der Lektüre des Werks von Stefan Grüner ist man eines Besseren belehrt. Dem Autor gelingt mit dem vorliegenden Buch ein vielschichtiger, nuancenreicher Beitrag zur Fugger-Forschung, der zahlreiche Aspekte relativiert, neu bewertet und der Forschungslandschaft Blickwinkel bereitstellt, die bislang unbekannt waren. Doch dieses Buch nur der Fugger-Forschung zuzuschreiben wäre zu wenig. Es ist schwer zu entscheiden, welche Dimension an dieser an der Augsburger Universität als Dissertation eingereichten Forschungsarbeit deutlicher hervorgehoben werden sollte, der intensive Blick auf die dritte Generation des Handelshauses Fugger oder die Einblicke um und in den Reichstag von 1582, den Rudolf II. in Augsburg abhielt. Beide Aspekte werden in einheitlich strukturierter und gezielt argumentierender Weise her-

ausgearbeitet. Dem Autor gelingt es nebenbei, ein detailreiches, farbiges Tableau Augsburgs der 80er-Jahre des 16. Jahrhunderts zu malen: Bilder-, informationsreich und nah an den Quellen gearbeitet, so präsentiert sich dieses Buch. Die forschungsleitenden Fragen betreffen den Weg, wann und wie der »Familie Fugger der Aufstieg in die Reichsstandschaft« gelang. Aber auch nach der Motivation fragt Grüner, warum sich die Fugger darum bemühten, welche Vorteile sie sich davon erhofften. Zuletzt fragt der Autor nach den Auswirkungen der erlangten Reichsstandschaft auf die Familie Fugger (S. 6 f.)

Diese sehr nüchtern erscheinenden Fragen zielen auf ein Bündel von Schlagworten und Forschungsfeldern, die im Buch Erörterung finden: Wirtschaftliche Macht und Einfluss, Distinktion, Repräsentation, Habitus und Feld, Pfadabhängigkeit, politisches Handeln und Korrelationen von Politik sowie Wirtschaft, aber auch Struktur, Riten, Ablauf sowie Organisation der Institution »Reichstag«. Den theoretischen Rahmen, den der Autor nicht explizit herausstellt, der aber doch für die heuristische Einordnung erwähnenswert scheint, lieferte Pierre Bourdieu. Dessen kultursociologisches Modell lässt Handlungen von Individuen und Gruppen durch die Interdependenzen von individueller Geschichte und sozial-normativen Kontexten erklären (S. 12). Nach Bourdieus Modell strukturiert sich das Buch. So arbeitet Grüner die drei Regierer Marx, Hans und Jakob Fugger biographisch auf, stellt ihre Ausbildung und Geschäftsaufgaben dar und entwickelt deren Aktionsfelder.

Dem gegenüber wird die Institution »Reichstag« gestellt. Besonders in dem Kapitel 2 über die »Reichsstandschaft: Erkennungsmerkmal und Mittel der Abgrenzung« entwickelt Grüner prägnant das Spiel der Distinktion, also die sozialen und rituellen »Spielregeln« des Reichstags im 16. Jahrhundert. Johann Jacob Mosers »Von den Teutschen Reichsständen« liefert dafür die Reflexionsfolie. Im Teilabschnitt »Die Fugger auf dem Reichstag« wird die Familie in ihrem Handlungsfeld mit dem Reichstag in Relation gestellt. Die ersten beiden Generationen auf dem Reichstag bleiben dabei nicht unerwähnt. Grüner wertet dazu forschungseffizient vor allem die Arbeiten von Götz Freiherr von Pölnitz aus. Die Bedeutung der Fugger auf den Reichstagen als Kreditgeber werden bereits hier deutlich. Auch für die dritte Generation stellt diese Haupttätigkeit ihre Pfadabhängigkeit dar, die Marx, Hans und Jakob an den Kaiser und Reichstag knüpfen – allerdings mit ihrem historisch-bürgerlichen Hintergrund. Das Handlungsfeld der Fugger und das institutionelle Spiel des Reichstags mit all seinen wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten werden von Grüner detailreich dargestellt. Zentral ist seine Auswertung der Briefe Hans Fuggers über den Reichstag. Sie lassen tiefe Einblicke in das Beziehungsgeflecht der Fugger mit den Reichsständen und dem Kaiser zu. Wie weit und umfassend das Beziehungsgeflecht der Fugger zu den Reichsständen war, wird in den Kapiteln über Fugger und Rudolf II. spürbar. Der Kaiser residierte während des Reichstags 1582 in den Fuggerhäusern, die eigens von Marx und Hans Fugger geräumt und für den Kaiser repräsentativ ausgestattet wurden. Die Wohnhäuser von Marx und Hans mutierten dadurch zum zentralen Bezugspunkt für alle Reichsstände. Eines Kaisers würdig stellten Hans und Marx Fugger ihre finanzielle Macht durch Pracht zur Schau. Zu den Reichsständen gehörten die Fugger jedoch noch nicht. Sie zeigten zwar ihre finanzielle Potenz, ihre höchst bedeutsame Stellung im Reich – waren sie doch in gewisser Weise Gastgeber des Reichstags –, aber sie konnten nicht in das gesellschaftliche Spiel der Reichsstände eintreten. Den Schritt von der bürgerlichen Herkunft in den Adel, der eine Distinktionslinie überwinden musste, versuchten die Fugger erst am Ende des Reichstags mit einer Supplikation an Kaiser und Reichsstände. Ihre Motivation, die Reichsstandschaft zu erlangen, bestand in der Überwindung dieser Distinktionslinie. Dass die erfolgreiche Aufnahme in die Reichsstandschaft 1582 auch mit Pflichten verbunden war, stellt Grüner ebenso detailliert dar. Gerade um die Abgabepflichten feilschten die Fugger sehr. Weitere Auswirkungen der Reichsstandschaft und der Kreisstandschaft der Fugger sowie ihre Art und Weise politische Tätigkeiten wahrzunehmen, runden diese überzeugende Studie ab.

HISTORISCHER VEREIN ALT FÜSSEN E.V./Ingo SEUFERT (Hg.), Symposium zum 300. Todestag von Johann Jakob Herkomer (1652–1717) (Jb. des HV Alt Füssen 2017) Lindenberg 2019, 300 S., 260 Abb., ISBN 978-3-95976-180-2, 39 €.

Der aus Sameister bei Roßhaupten gebürtige Johann Jakob Herkomer (1652–1717) gehört zu den wichtigsten Barockkünstlern Süddeutschlands. So bedeutende Bauwerke wie Kirche und Kloster St. Mang in Füssen – Herkomers Hauptwerk –, die Augsburger Kirchen St. Moritz und Hl. Kreuz, die – abgebrochene – Klosterkirche Fultenbach oder die Innsbrucker Pfarrkirche St. Jakob tragen die Handschrift des Malers, Stukkateurs und Architekten. Den 300. Geburtstag des in Venedig geschulten und durch die »Italianità« seiner Entwürfe und Ausführungen begeisternden Universalkünstlers hat 2017 der Historische Verein Alt Füssen zusammen mit dem Kunsthistoriker Ingo Seufert – von ihm stammt die letzte maßgebliche Herkomer-Biographie (2009) – zum Anlass genommen, um sein Werk mit einer Tagung zu würdigen. Vorliegender Band enthält die 15 Beiträge dieses Symposiums in einem kooperativ vom Kunstverlag Josef Fink mit dem Anton H. Konrad Verlag gestalteten Buch von schöner Ausstattung mit zahlreichen farbigen, auch ganzseitigen Photographien und Abbildungen.

Aus der Feder Ingo SEUFERTS, dessen Anliegen seit Magisterarbeit und Dissertation die Erforschung des Werks von Herkomer und die stärkere Wahrnehmung seines kunsthistorischen Ranges ist, stammen drei Aufsätze: Die Einführung gibt einen an der Chronologie orientierten Überblick über das Schaffen Herkomers, der nicht nur als Architekt, sondern auch als Maler, ja universaler Künstler gewürdigt wird. Seine Wirkung als »Lehrer« auf Dominikus Zimmermann (1685–1766) beleuchtet Seufert in einem zweiten Beitrag. Die für die »italienische« Ausstrahlung der Werke Herkomers zentrale Verwendung von echtem und, allerdings nachrangig, Stuck-Marmor – für St. Mang eigens thematisiert im Aufsatz von Magnus PERESSON – zählt zu den durch »learning by doing« von Herkomer in Füssen erworbenen bzw. auf diese Weise weiter vervollkommenen Fähigkeiten Zimmermanns. Seuferts Beitrag am Ende des Bandes gewährt schließlich einen ungewöhnlichen Einblick in die Forschungsgeschichte, denn er befasst sich mit der Entstehung der ersten 1941 unter widrigsten Bedingungen während Krieg und Nationalsozialismus durch Johanna Trautwein, verh. Hanne Lenz, abgeschlossenen Dissertation über den Barockkünstler. Der Text ihrer Doktorarbeit – seinerzeit eine »Pioniertat innerhalb der süddeutschen Barockforschung« – erschien nie im Druck und wird im vorliegenden Band kommentiert und ediert (S. 217–256).

Neben dem immer wieder, so Seufert, fälschlich als spannungsreich kolportieren Verhältnis zwischen Herkomer und Dominikus Zimmermann werden im Band noch weitere Künstler in eigenen Beiträgen in Beziehung zu Herkomer gesetzt: Die deutlichsten Zusammenhänge bestehen für die von Stefan PAULUS als »Füssener Bauschule« bezeichnete »generationenversetzte Baumeisterkonstellation«. Deren wenige Vertreter – Herkomers Neffe Johann Georg Fischer (1673–1747), dessen Sohn Franz Karl (1710–1772) und der Tiroler Franz Xaver Kleinhans (1699–1776) – »lernten« mittel- oder unmittelbar von Herkomer, wenn auch keineswegs im Sinne eines formalen Unterrichtsverhältnisses, und gaben, mehr oder minder kreativ anverwandelt, weiter, was sie »mitbekommen« hatten. Sie alle zusammen – dies illustriert der Beitrag an exemplarischen (Kirchen-)Bauten – übten großen Einfluss aus auf die Sakrallandschaft im östlichen Schwaben und dessen angrenzenden Regionen. Alois EPPLE geht ein auf die Wessobrunner Vater Johann (1642–1701) und Sohn Joseph (1683–1752) Schmuzer, deren Werke er beispielhaft – anhand von Kapellenbauten, Umbauten, Pfarrkirchen und Großprojekten wie Kloster- und Wallfahrtskirchen – mit jenen Herkomers vergleicht und dabei signifikante Unterschiede herausarbeitet. Thomas SCHAUERTE folgt »Herkomer-Spuren im Werk der Brüder Asam«, demnach Abhängigkeiten, die sich im Falle der Heilig-Grab-Anlage der Münchner »Asamkirche« St. Johann Nepomuk immerhin plausibel machen lassen. Gerade im Vergleich mit Hans Georg Asam (1649–1711), dem Vater der bekannten Künstlerbrüder Cosmas Damian (1686–1739) und

Egid Quirin (1692–1750), vermag Angelika DREYER zu zeigen, wie »innovativ« Herkomer als Meister der »Augentäuschung« war und wie versiert er in seinen Fresken mit dem in Norditalien erlernten Repertoire umging.

In gewissem Sinne ebenfalls mit »Täuschung«, aber theoretisch grundlegend, setzt sich Stefan LINDL in seinem Aufsatz zu »Authentisierungskonzepten im Bild- und Architekturprogramm« für St. Mang auseinander. Herkomers künstlerische Leistung deutet er dabei als überzeugende, an den Magnus-Reliquien orientierte Erzählung über den Heiligen und dessen Leben. Übersetzung theologischer Botschaften in Architektur ist für Petra HAUKE auch der architektonisch originelle Füssener Bibliotheksbau, der sich, durch einen Durchblick verbunden, über dem Refektorium erhebt – gleichsam körperliche und geistige Nahrung in Bezug setzend. Überzeugend zeigt sie, wie dieser Bibliotheksturm in Konzeption und Gestaltung Ausdruck seines Zweckes, »Haus der Weisheit« zu sein, ebenso wie bildliche Umsetzung marianischer Frömmigkeit ist.

Ebenfalls aus kunsthistorischer Perspektive werden schließlich jeweils zwei wichtige Kirchenbauten Herkomers vorgestellt. Beide, sowohl das im Krieg weitgehend zerstörte St. Moritz in Augsburg als auch die nach der Säkularisation abgebrochene Klosterkirche Fultenbach, können heute also nur noch mittelbar für das Thema erschlossen werden. Insofern geht es auch im Essay von Meinrad VON ENGELBERG über St. Moritz um Authentizität, konkret um die Frage, wie viel »Herkomer« noch in der 2013 fertiggestellten »Re-Vision« der Kollegiatkirche durch den englischen Architekten John Pawson (geb. 1949) stecke, dessen »cult of simplicity« immerhin auf Herkomers einzigartigen Fenstern – und also deren Lichtführung – sowie der typischen Kuppelabfolge als integralem Bestandteil der Neugestaltung aufbaute. Lediglich aus Architekturzeichnungen lässt sich heute noch auf die Gestalt der Klosterkirche von Fultenbach schließen. Mit fünf von Gehilfen Herkomers erstellten Zeichnungen ist ironischerweise gerade dieses späte Projekt überdurchschnittlich gut überliefert. So kann Peter Heinrich JAHN den Planungs- bzw. Entscheidungsvorgang – über vier Entwürfe vom Oval bis zu verschiedenen Longitudinalversionen – erstaunlich detailliert transparent machen.

Insbesondere drei Aufsätze des Sammelbandes sind schließlich allgemeinhistorisch ausgerichtet und stellen Herkomers Wirken in den Kontext von städtischem Leben und Bauschicht. Christof PAULUS beschreibt die bischöflich-augsburgische Nebenresidenz Füssen am Vorabend von Herkomers Tod in einem anschaulichen Rundgang als »geistliche Stadt«, angelehnt an die von Alois Schmid formulierten herrschaftlichen, architektonischen, sozialen, kulturellen, rechtlichen und religiösen Kriterien. Britta KÄGLER wirft, ausgehend von den wenigen überlieferten biographischen Details über den Künstler, ein Schlaglicht auf die »Arbeitswelt frühneuzeitlicher Baumeister und Freskantens um 1700«, mit dem sie auch ökonomische und organisatorische Aspekte beleuchtet, etwa die Frage nach der Anwesenheit des Baumeisters auf »seiner« Baustelle. Beim vielbeschäftigten Herkomer liegt dabei, verglichen mit dem sonst seinerzeit in Süddeutschland Üblichen, ein Sonderfall vor, weil er sich häufig und lange von leitenden Handwerkern vor Ort vertreten ließ. In Kempten – mit Herkomers dortiger Tätigkeit und insbesondere dem Verhältnis zwischen Fürstabt Rupert von Bodman und dem Baumeister befasst sich Birgit KATA – hatte er beispielsweise den stiftkemptischen Maurermeister Hans Mayr als seinen Vertreter auf der Baustelle des Kornhauses zurückgelassen. Der monumentale Bau mit repräsentativer Wirkung, der im Entwurf der weltlichen Stiftsstadt eine zentrale städtebauliche Funktion erfüllen sollte, war für Bauherren wie Baumeister als Auftakt einer weiteren Zusammenarbeit gleichermaßen von Bedeutung.

Wenn, um ein Fazit aus der Lektüre zu ziehen, der zeitgenössisch so hochgelobte Universal-künstler Herkomer endlich auch in der Kunstgeschichte der Gegenwart nicht mehr hinter anderen Namen zurückstehen muss, dann leistet der vorliegende inhaltlich ebenso facetten- wie beziehungsreiche und dabei opulent ausgestattete Tagungsband dazu einen maßgeblichen Beitrag.

Dietmar Schiersner

Günther GRÜNSTEUDEL, *Die Oettingen-Wallersteiner Hofkapelle. Ein Beitrag zur Geschichte der Hofmusik in Süddeutschland (Studien zur Geschichte des bayerischen Schwaben 45)* Augsburg 2017, 336 S., 95 Abb., ISBN 978-3-95786-123-8, 29,80 €.

Kaum ein Wissenschaftler verkörpert die musikalische Regionalforschung im bayerisch-schwäbischen Bereich so sehr wie Günther Grünstedel. Dabei reicht sein Spektrum von A wie Augsburg bis Z wie Zwierzina. Das Augsburger Stadtlexikon zählt mehrere hundert Einträge von ihm, die freilich teilweise weit über musikalische Themen hinausweisen. Grünstedels eigentliches Kerngebiet stellt seit Jahrzehnten die Musikpflege der Oettingen-Wallersteiner Hofkapelle dar. Auch hier beeindruckten die Zahlen seiner mehr als 50 wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich mit diesem Thema befassen. Kein Zweifel, die Erforschung der Musiker, der Quellen, Auftraggeber und historischen Konstellationen ist so etwas wie die Lebensaufgabe Grünstedels geworden, der in der Augsburger Universitätsbibliothek selbst über viele Jahre als Hüter des Musikschatzes der Oettingen-Wallerstein-Sammlung wirkte. Schon der Katalog zur Ausstellung im Rahmen der Rieser Kulturtage im Jahr 2000 (Günther GRÜNSTEUDEL, *Wallerstein – das schwäbische Mannheim. Text- und Bilddokumente zur Geschichte der Wallersteiner Hofkapelle [1745–1825]*, Nördlingen 2000) setzte einen Markstein. Der 151 Seiten starke Band mit zahlreichen Abbildungen erfuhr nicht nur ausschließlich positive Rezensionen, sondern wird seither als eine Art Standardwerk rezipiert.

Dieser seiner wissenschaftlichen Heimat hat Günther Grünstedel jetzt ein weiteres Buch gewidmet: »Die Oettingen-Wallersteiner Hofkapelle« mit dem schon fast bescheiden wirkenden Untertitel »Ein Beitrag zur Geschichte der Hofmusik in Süddeutschland«. Damit wird angedeutet, wie wichtig das Einordnen regionaler Betrachtungsweisen in einen größeren Zusammenhang zu erachten ist. Erst 2018 dokumentierten Silke Leopold und Bärbel Pelker als Herausgeberinnen (*Süddeutsche Hofkapellen im 18. Jahrhundert: Eine Bestandsaufnahme [Schriften zur Südwestdeutschen Hofmusik 1]* Heidelberg 2018) den aktuellen Forschungsstand zu Bayreuth, Donaueschingen, Leiningen, Hohenlohe, Karlsruhe, Kirchheimbolanden, Mannheim und Schwetzingen, München, Rastatt, Regensburg, Stuttgart, Würzburg sowie eben Oettingen-Wallerstein, repräsentiert durch einen Aufsatz Grünstedels. Während in diesem Abschnitt für den Hofkapellen-Band aber der Fokus auf die Zeit des Fürsten Kraft Ernst gerichtet war, gilt Grünstedels neues Buch dem gesamten Zeitraum, in dem sich der Hof von Oettingen-Wallerstein eine eigene Kapelle hielt, beginnend mit Graf Johann Friedrich (1738–1744) über Graf Philipp Karl (1745–1766) und Fürst Kraft Ernst (1773–1802) bis hin zu den Fürsten Ludwig (1812–1823) und Friedrich (ab 1823). Zu einer förmlichen Auflösung des Ensembles ist es offenbar nicht gekommen. Allem Anschein nach ließ man die Stellen im 19. Jahrhundert nach Todesfällen unbesetzt, so dass mit dem Tod des letzten Musikers, den noch Friedrich bestellt hatte, im Jahr 1873 – und nach beinahe 150 Jahren – die Geschichte der Wallersteiner Hofmusik sang- und klanglos endete.

Teil A mit der historischen Darstellung folgt ein beinahe ebenso umfangreicher Teil B mit insgesamt 116 Kurzbiographien sowie als Teil C ein Anhang 1 mit Listen und Tabellen zur Besetzung der Hofkapelle, so dass man leicht finden kann, welche Kontrabassisten oder Hornisten zu welcher Zeit beschäftigt waren. Anhang 2 enthält die Edition einer Reihe von Inventaren zu den Instrumenten, Anhang 3 Informationen zu den Orten, Anhang 4 einen Stammbaum des Hauses Oettingen.

Für den Aufbau eines Buches, das nicht nur einen recht langen Zeitraum abhandeln will, sondern auch beabsichtigt, Informationen zum zahlreichen Personal zu geben, bietet sich kaum eine andere Art der Darstellung an. Grünstedel nimmt mit den Abschnitten, die sich jeweils an den Herrschern des Hauses Oettingen-Wallerstein orientieren, in Kauf, dass sich Abschnitte zu Struktur und Organisation (unter 3.6 und 5.5), Spielstätten (unter 3.7 und 5.7) sowie Kapellrepertoire (unter 3.8 und 5.9) mehrfach finden müssen. Ähnliches hätte auch

für die Aspekte Musikalienerwerb und Einkommensverhältnisse gelten können, doch werden diese bei anderen Punkten mit eingeordnet.

Mit der Erwartung eines separaten, zusammenfassenden Zugangs zu diesen systematischen Fragestellungen sieht die Gliederung nicht immer ganz hübsch aus, doch sie funktioniert. Ein Leser wird leicht und immer das Gewünschte finden können, gegebenenfalls hilft das ausführliche Register zu Personen.

Dennoch bleibt die Sozialgeschichte immer ein wenig im Hintergrund, verdeckt von vielen Informationen, Auflistungen und Zahlen. Wer wissen möchte, wie es sich ein Graf leisten konnte, seine kleine Hofmusik um mehrere Leute aufzustocken, der muss schon ganz ordentlich zwischen den Zeilen lesen, denn ansonsten würde man das Gefühl bekommen, das Geld wäre irgendwie einfach da gewesen. Die Realität dürfte anders ausgesehen haben, denn mit der Vergrößerung der Musikergruppe musste man gewiss Umstrukturierungen im Gesamthaushalt vornehmen, d.h. was ein neu hinzukommender Oboist kostete, wurde an anderer Stelle abgebaut. Da war Oettingen-Wallerstein sicher keine heilere Welt als München oder Mannheim. Grünstedels Buch bietet aber solche Informationen, wenn man sich etwas Mühe macht: 1778 übertrug man Naturalien (zwei Malter Getreide), die bis dahin der Hornist Nisle erhalten hatte, auf Antonio Rosetti (S. 218). Hier handelt es sich freilich nur um eine Umschichtung innerhalb der Hofkapelle, um dem hochgeachteten Komponisten mehr bieten zu können. Wie man ab 1779 seine zusätzliche Quartalsbesoldung finanzierte, die das Jahreseinkommen auf 402 fl steigen ließ, bleibt dagegen offen. Auch die Ernennung zum alleinigen musikalischen Leiter und Kapellmeister 1785 und 1786 war ein vergeblicher Versuch, Rosetti zu halten, der schließlich 1789 als Hofkapellmeister nach Mecklenburg-Schwerin abwanderte, wo ihn ein Vielfaches des bisherigen Gehalts erwartete. Die Besoldung unter Fürst Kraft Ernst darf auch durch die schwäbische Brille als sparsam betrachtet werden, die Mehrzahl seiner Musiker lag dabei unter dem Durchschnitt (S. 88), den man bei höfischer Anstellung erhalten konnte. Und weil die Geschichte von Rosettis Ausscheiden aus den Diensten Kraft Ernst so schön ist, wird sie bei Grünstedel zweimal erzählt (S. 68 und 220).

Angesichts der zahlreichen Optionen, die zu Überschneidungen von historischem und biographischem Teil führen könnten, verteilt Grünstedel die personenbezogenen Informationen klug dosiert, wobei längere Zitate aus Briefen mit Einblicken in private Befindlichkeiten eher eine einzelne Situation wie die Notjahre während der so genannten Koalitionskriege infolge der französischen Revolution illustrieren. Aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage konnte Fürst Kraft Ernst die inflationär steigenden Kosten langfristig kaum kompensieren und damit auch den dringenden Bitten seiner Musiker auf Ausgleich nicht mehr entsprechen. Hier findet ein dramatisches Gesuch des Hornisten Franz Zwierzinas seinen Platz (S. 74), die Biographie des Musikers ist dagegen unter Verzicht emotional gehaltener Dokumente eher nüchtern gehalten (S. 249).

Anhand des hier Vorgetragenen ist leicht zu bemerken, dass die Entwicklung des Ensembles entlang der herrschaftlichen Genealogie keineswegs so linear verlief, wie sie beim Überfliegen des Inhaltsverzeichnisses anmutet. Zwar wuchs die Anzahl der Musiker seit den Anfängen immer wieder schubweise an, doch kam es etwa nach dem Tod Philipp Karls im Jahr 1766 zu einer deutlichen Reduzierung der Hofbediensteten, wobei etwa die Hälfte der Instrumentalisten entlassen wurde. Und auch der große Förderer der Musik, Kraft Ernst, musste am Ende des Jahrhunderts etlichen seiner Musiker die Dimission antragen.

Besonders aufschlussreich sind die beiden Abschnitte über den Musikalienerwerb, insbesondere in der Zeit des Fürsten Kraft Ernst (5.8.3). Über lange Jahre kümmerte sich Ignaz von Beecke auf seinen ausgedehnten Reisen um die Anschaffung von Musikalien persönlich, etwa in Wien oder Mainz. Gelegentlich ließ man zum Zweck des Kopierens auch Noten an den Hof kommen, so Mozarts Freimaurerkantate KV 623, von der Franz Xaver Link eine Abschrift fertigte (S. 98 f.), aber auch von Materialien aus Mannheim, Stuttgart

und München. Daneben wurden verwandtschaftliche Beziehungen eingesetzt. So berichtete etwa der Sohn des Hofmusikers Türschmidt vor 1783 regelmäßig aus Paris und ließ Musikalien an Beecke in Wallerstein schicken (S. 100).

Angesichts der im Repertoire erhaltenen Vokalmusik von einfachen Klavierliedern bis zu ausgewachsenen Oratorien besteht naturgemäße Neugier, mit welchen Kräften diese Musik aufgeführt wurde. Das Orchester verfügte um 1780 über 11 oder 12 Geiger, 2 oder 3 Bratscher, 1 oder 2 Cellisten sowie 2 Kontrabassisten. Dazu kamen je nach Bedarf Flöten, Oboen und Hörner, aber auch Klarinetten und Trompeten (mit Pauken), jeweils paarweise. Grünsteudel kann Bestrebungen Rosettis zeigen, ein professionelles Sänger*innen-Ensemble einzurichten. Dazu hätte man aber die Mittel für weitere zehn Personen bereitstellen müssen. Da an die szenische Aufführung von ganzen Opern nicht gedacht war, blieb es bei den Plänen. Bei der Kirchenmusik, Kantaten und Oratorien halfen örtliche Sängerinnen und Sänger mit, im solistischen Bereich Familienmitglieder im Umkreis der Hofmusik (S. 80–85). Opernmusik gab es selbstverständlich auch, dann allerdings in der Regel in Bearbeitungen für Bläser. Für seine Harmoniemusiken war das Ensemble berühmt, im erhaltenen Notenbestand finden sich neben eigenen auch fremde Opern-Arrangements dieser Art.

Für den instrumentenkundlichen Forscher bieten die Inventare im Anhang eine wahre Fundgrube. Dort trifft man auf Streichinstrumente von Stainer und Amati ebenso wie auf Oboen von Denner oder Flöten von Eisenmenger. Im Inventar von 1794 sind von [Franz Jakob] *Spath in Regensburg* ein Fortepiano, mehrere (Tafel-)Klaviere sowie ein zweimanualiges Instrument ebenso ausgewiesen wie mehrere Flügel von Johann Andreas Stein in Augsburg, darunter nochmals einer *mit 2. Klaviern* (S. 273). Auch in der Hofkapelle von Oettingen-Wallerstein schlug sich die Mode der *türkischen Musick* ab 1785 in eigenen Rubriken mit den typischen Schlaginstrumenten nieder (Pauken, Tamborini und Becken) sowie *quer Pfeiffen – seynd dem Militaire gelassen worden, weilen sie solche öffters brauchen* (S. 270).

Grünsteudels Buch zur Oettingen-Wallersteiner Hofkapelle ist mit einer Vielzahl von Abbildungen buchstäblich glänzend ausgestattet, wozu der Verlag mit hochwertigem Papier seinen Teil beigesteuert hat. Dazu gehören Reproduktionen von Bildern mit Personen der fürstlichen Familie ebenso wie illustrierende Titelblätter und Noten von Musik-Drucken und -Handschriften. Echte Schmankerl sind die – teilweise bekannten – Schattensrisse auf Goldgrund von Joseph Widmann aus dem späten 18. Jahrhundert, die bei der Harmoniemusik und einem Streichquartett exzellent herauskommen.

Gerne wird der Hof von Oettingen-Wallerstein als das »schwäbische Mannheim« (Adolf Layer) angesprochen. Wer einmal in Mannheim, dann aber auch in Wallerstein war, weiß um die Unterschiede der Schlossbauten, die Rückschlüsse auf den jeweiligen finanziellen Hintergrund zulassen. Daher richtet sich das geprägte Schlagwort bevorzugt auf die Musik. Aber auch da passt der Vergleich nicht so ganz, selbst wenn mit Antonio Rosetti einer der herausragenden Komponisten dort über Jahre wirkte. Und selbstverständlich war Fürst Kraft Ernst ein Liebhaber der Musik und ein Kenner, der es zu würdigen wusste, wenn ein Joseph Haydn auf der Durchreise einen kurzen Aufenthalt bei Hofe machte. Ob aber die Musikpflege wirklich auf politische Repräsentation oder gar kulturelle Außenwirkung bedacht war, das muss fraglich bleiben. Wenn man die Trauerrede liest, die der Benediktiner Paul Lasser von Neresheim nach dem Tod Kraft Ernsts 1802 in der Pfarrkirche zu Wallerstein hielt, wird man kein Wort über Musik, Gesang oder Hofkapelle finden. Damals brachete man seine Person mit dieser Seite seines Wirkens überhaupt nicht (mehr) in Verbindung.

Es gehört zu den Stärken von Günther Grünsteudel, sich in seinem Buch nicht zum Advokaten einer lokalpatriotischen Regionalforschung zu machen, sondern fernab von modischen Methodendiskussionen in sympathischer Weise den akribischen Berichterstatter zu geben, der mit der Qualität seiner wissenschaftlichen Leistung zu überzeugen weiß. Die

Fachleute dürften das Buch schon lange erwartet und inzwischen rezipiert haben, diejenigen aber, die noch nichts von der Musik bei Oettingen-Wallerstein erfahren konnten, sollten neugierig auf die Lektüre werden.

Franz Körndle

Neueste Geschichte

Ulrich STOLL, *Die Anfänge der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg im »Land« Augsburg, Tl. 1: 1931–1939 (1944). Der ununterdrückbare Traum vom katholischen »Jugendreich«*, Augsburg 2018, 337 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-94690-102-0, o.P.

Der Verfasser gehört zu dem inzwischen recht überschaubaren Kreis von Gymnasiallehrern, der sich der lokalen und regionalen Geschichtsforschung widmet. Seit gut zwanzig Jahren ist er mit Veröffentlichungen zur Geschichte der Bildungseinrichtungen bei St. Stephan/Augsburg samt deren Vorläufern hervorgetreten. In einer Reihe von Aufsätzen hat er die Entwicklung der katholischen Jugendvereine in der Diözese Augsburg nach dem Ersten Weltkrieg und während des Dritten Reiches behandelt.

In der vorliegenden Publikation geht es um jenen Teil der Jugendverbände, der den Grundsätzen der 1907 in England entstandenen Pfadfinderbewegung verpflichtet war, die bald auch in Deutschland Fußfasste. Im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg entstand eine Vielzahl von Gruppen, in allen sozialen und weltanschaulichen Zusammenhängen, die sich einem Kanon von strengen Maßstäben an die eigene Lebensführung, zivilisationskritischen und lebensreformerischen Grundsätzen und dem Wandern als Weg zur Selbsterfahrung verschrieben hatten. In der Stadt Augsburg gab es Pfadfindergruppen unter Oberschülern wohl schon seit 1919. Die dem Leitbild des ritterlichen Heiligen Georg verpflichteten katholischen Pfadfinder wurden dann 1931/32 mit Gruppen in verschiedenen Augsburger Pfarreien, in Neuburg, Peißenberg und Friedberg aktiv. Bis 1934 entstand eine Reihe weiterer Stämme. Das heißt: Es blieben nur wenige Jahre einer freieren Entfaltung. Die katholischen Pfadfinder waren und blieben Teil des Katholischen Jungmännerverbandes Deutschlands (KJMVD). Sie teilten ab Frühjahr 1933 auch dessen Geschick, mit den Unwägbarkeiten im Vollzug des Reichskonkordats, den Einschränkungen durch Behörden und den Anfeindungen, die sich aus dem Alleinvertretungsanspruch der Hitler-Jugend ergaben. Die Ablösung des Landeskuraten Georg Pfister, der für die schwäbische Jugendarbeit und im Jugendherbergswerk auch der 1950er-Jahre noch eine wichtige Rolle spielen sollte, signalisierte im Frühsommer 1934 den Willen zu weiterer Eigenständigkeit gegenüber einer umfassenden, nationalsozialistisch bestimmten Jugendorganisation. Es folgten die Verdrängung aus dem öffentlichen Wirken und das Betätigungsverbot von 1938. Auch danach gab es, allerdings informell und bedroht, einen Zusammenhalt – in Augsburg fand im März 1939 eine größere Polizeiaktion mit Festnahmen und Haussuchungen statt –, der trotz immer schwierigerer Zeitverhältnisse bis in die letzten Monate vor Kriegsende fortbestand. Dieser Phase ist der Klammerzusatz bei der Laufzeitangabe im Titel der Arbeit von Ulrich Stoll geschuldet. Ein zweiter Teil soll dann die Wiedergründung der Pfadfinder in der Diözese Augsburg ab 1946 und die Entwicklung bis Mitte der 1950er-Jahre beschreiben.

Die Forschungslage ist verständlicherweise schwierig. So gibt es im Schriftgut staatlicher, parteiamtlicher und kirchlicher Verwaltungsstellen nur wenige einschlägige Aktenvorgänge und Hinweise. Der besondere Wert der Quellenbasis für das vorliegende Buch liegt in der Auswertung der verstreuten Unterlagen aus der Verbandsarbeit selbst, von Rundbriefen und Zeitschriften, einigen chronikalischen Aufzeichnungen und von privaten Unterlagen oder Fotosammlungen, schließlich in den in den 1990er-Jahren vom Autor

geführten Zeitzeugengesprächen. Die damals Befragten gehörten einer Generation an, die inzwischen im Aussterben begriffen ist.

Die Gliederung der Arbeit in sechs Abschnitte folgt der Chronologie des Kirchenkampfes, soweit er die katholischen Jugendverbände betraf, jeweils mit Rückbindung zu den Augsburger Verhältnissen. Belege und Anmerkungen bilden dabei eine zusätzliche Verklammerung. Allerdings hätte man sich hier eine größere Übersichtlichkeit gewünscht, um die gebotene Stofffülle bereits beim Einstieg in die Lektüre eingängiger zu vermitteln. Auch eine abschließende redaktionelle Durchsicht hätte gutgetan. Das letzte Kapitel widmet sich den Zeugnissen für »Vaterländisches Pflichtgefühl, Christustreue und persönliche Betroffenheit«, wie sie sich aus Tagebucheintragungen und privater Korrespondenz ergaben. Viele Angehörige der Pfadfinder und der Sturmchar des KJMVD sind gefallen, vor allem in den letzten Kriegsjahren. Mit Bewegung liest man ihre Äußerungen, in denen die Loyalität als Soldaten ebenso anklingt wie die Sorgen um die Zukunft von Kirche und katholischer Jugendarbeit nach einer Beendigung des Krieges.

Gerhard Hetzer

Walter WUTTKE, Familie Eckstein. Lebensschicksale einer Musiker-Sinti-Familie aus Vöhringen und Rosenheim. Ein Erinnerungsbuch, Weißenhorn 2018, 112 S., 14 s/w Abb., ISBN 978-3-87437-588-7, 14,95 €.

Immer noch vergleichsweise schwach ist in unserer Erinnerung das Schicksal der Sinti und Roma während des Nationalsozialismus verankert. Die Ausgrenzung, systematische Entrechtung und schließlich massenhafte Deportation der deutschen Sinti und Roma in Konzentrations- und Vernichtungslager sind längst nicht hinreichend aufgearbeitet, die Opfer scheinen weitgehend vergessen zu sein. Das anzuzeigende Buch erinnert an die aus dem Hessischen stammende Musiker- und Schaustellerfamilie Eckstein, die seit den 1890er-Jahren zunächst in vielen Orten Badens und Württembergs als Musikensemble auftrat und durchaus einen gewissen Bekanntheitsgrad aufweisen konnte. Genau genommen handelt es sich vorwiegend um die Geschichte der Brüder Johannes, Richard und Markus Eckstein, Mitgliedern der »Tanz- und Unterhaltungs-Kapelle Eckstein«. Die Familie Eckstein verlor »17 Familienmitglieder durch die Hand des Nazi-Regimes« (S. 5), so der Nachfahre Robert Eckstein im Vorwort der Publikation. Eine Einleitung – verfasst von Verleger Christoph Konrad – skizziert den größeren Rahmen von Stereotypbildung, Ausgrenzung und Diskriminierung, denen die Minderheit der Sinti und Roma seit Jahrhunderten traditionell ausgesetzt war – bis hin zur systematischen Ausgrenzung und Verfolgung im Nationalsozialismus, die schließlich in den geplanten rassistisch motivierten Völkermord an den deutschen und europäischen Sinti und Roma mündeten.

Walter Wuttke steigt ohne weitere Umschweife direkt in die Familiengeschichte ein: In den 1920er-Jahren und auch nach 1933 traten die Ecksteins in unterschiedlicher Zusammensetzung und zu unterschiedlichen Anlässen auf, auch z.B. noch 1937 bei katholischen Gottesdiensten. Johannes und Richard Eckstein lebten mit ihren Familien seit 1935 bzw. 1938 im schwäbischen Vöhringen. In diesen Jahren standen die Ecksteins »zwischen der Anerkennung als Musiker und der Diskriminierung als »Zigeuner«, bis diese zur offenen staatlichen Verfolgung wurde« (S. 18). Noch 1937 spielte man bei Veranstaltungen der Deutschen Arbeitsfront und auch an Wahlen und Abstimmungen konnten die Ecksteins im April 1938 noch teilnehmen. Der bis dahin »widersprüchliche« Umgang der staatlichen Behörden mit den »rassisch« unerwünschten deutschen Staatsbürgern wich in der Folge der systematischen Verfolgung: »Wie die Juden wurden Sinti und Roma aus rassenpolitischen Gründen Schritt um Schritt die Lebensgrundlagen entzogen, sie wurden ins KZ gesteckt und

ermordet. (...) Aber es gab zwei Geschwindigkeiten, mit der die Juden und Sinti und Roma von ihrer Verfolgung bis zu ihrer Vernichtung amtlich behandelt wurden« (S. 19).

Auch die Ecksteins gerieten zwangsläufig in das Räderwerk diverser Maßnahmen – wie anthropologische und »rassekundliche« Untersuchungen, erkennungsdienstliche Behandlung oder der Zwang, »ortsansässig« zu leben. Ein Teil der Familie konnte weiterhin musikalisch als »Tanz- und Unterhaltungs-Kapelle Eckstein« auftreten. Im Juni 1942 wurden einige der Musiker unter einem offensichtlich zumindest in Teilen konstruierten Vorwand nach einem Konzert inhaftiert. Für Richard Eckstein begann so der Leidensweg über das KZ Dachau in das KZ Sachsenhausen, »wo er am 11. Oktober 1942 umgebracht wurde« (S. 27). Seine Familienangehörigen und die seines Bruders Johannes wurden im März 1943 aus Vöhringen nach Auschwitz deportiert. Dies geschah nicht im Verborgenen. Wuttke zeichnet den Weg der Deportation nach. Die meisten Angehörigen der Familie kamen in Auschwitz um, ein Mitglied wurde im KZ Natzweiler im Rahmen von Versuchen mit chemischen Kampfstoffen ermordet. Drei Kinder von Johannes und Friederike Eckstein überlebten die NS-Zeit: Der mit einer »Deutschblütigen« verheiratete Albert überstand die Zwangsarbeit, seine Schwester Agatha überlebte die Haft im KZ Ravensbrück und der Bruder Richard die Haft in diversen Außenlagern des KZ Dachau. Markus Reinhardt kam – nach Aufenthalt in den KZ Dachau und Flossenbürg – schließlich 1944 im KZ Lublin um, seine Frau Alwina wurde nach Auschwitz deportiert, wo sich ihre Spur verliert. Auch wenige weitere Mitglieder der Familie Eckstein überlebten die NS-Zeit, andere fielen der Vernichtung zum Opfer. All diese Schicksale werden im Buch ausgeführt oder zumindest benannt.

Der Historiker Wuttke hat unzählige Quellenbestände durchgeforscht, um die Lebens- und Leidenslinien der Mitglieder der Familie Eckstein nachzuzeichnen; zum Teil lassen sich die Wege in die Vernichtung recht präzise rekonstruieren, manchmal lassen sich nur wenige Spuren finden. Die beeindruckend umfassende, wohl jahrelange Recherchetätigkeit wird bereits aus dem umfangreichen Anmerkungsapparat ersichtlich. In jeweils einem Exkurs geht Wuttke auf Täterbiographien ein: Vorgestellt werden der leitende Vöhringer Polizist Georg Pfitzer, der die Deportation vor Ort durchführen ließ, und mit Georg Geyer ein Schreibtischtäter, der als ein polizeilicher »Fachmann für Zigeunerfragen« noch in den 1950er-Jahren die »Dienststelle für Zigeunerfragen des Bayerischen Landeskriminalamtes« leiten sollte (S. 46). Insgesamt ist der Text sehr kleinteilig und dicht belegt. Es scheint, als wäre möglichst jede mühsam gefundene Information festgehalten und mitgeteilt worden. Das erleichtert nicht immer die Lesbarkeit. Auch ist es nicht immer einfach, die jeweiligen Personen den einzelnen Familienzweigen zuzuordnen. Diesem Manko wird aber im Kapitel »Gedenken« durch eine entsprechende Auflistung der Namen entgegengewirkt. Es wäre wünschenswert, wenn das Buch weitere vergleichbare Untersuchungen anregen würde.

Christoph Kopke

PAUL HOSER, Geschichte des Bezirks Schwaben von der Nachkriegszeit bis 2003 (Schriftenreihe der Bezirksheimatpflege Schwaben zur Geschichte und Kultur 10) Augsburg 2017, XX + 787 S., ISBN 978-3-95786-100-9, 39,80 €.

Im Flächenstaat Bayern existieren seit Neuordnung des Staatsaufbaus nach 1946 die Bezirke als dritte kommunale Ebene oberhalb von Gemeinden und Landkreisen und stellen ein zwar markantes, aber in seiner Entwicklung und in seinen Aufgaben weithin unbekanntes Element im bayerischen Verfassungs- und Verwaltungsaufbau dar. Allein schon vor diesem Hintergrund ist es verdienstvoll, dass die vorliegende Schrift geschaffen und publiziert wurde. Überdies bietet das Buch Paul Hosers einen detailreichen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der bayerischen Bezirke am Beispiel des Bezirks Schwaben,

deren organisatorische Struktur, die von ihnen wahrgenommenen Aufgaben und dessen finanzielle Basis. Abgerundet werden diese facettenreichen Informationen durch eine Auseinandersetzung mit der Rolle der Bezirke im Verhältnis zum Freistaat selbst und durch eine vergleichende Analyse, welche die bayerischen Bezirke in Bezug zu anderen höheren Kommunalverbänden in Deutschland stellt. Entstanden ist auf diese Weise ein voluminöser Band von insgesamt stattlichen 787 Seiten wissenschaftlich fundierten Textes, der durch Register breit erschlossen wird und der ein vielfältiges Informationsbedürfnis bedient. In dieser Form und Breite der Beschäftigung mit dem Phänomen Bezirk Schwaben, dem Phänomen der bayerischen Bezirke überhaupt, ist die Studie ohne Beispiel.

I. Auf Initiative des Bezirks Schwaben

Die Initiative zu jener breit angelegten Studie hatte der Bezirk Schwaben selbst ergriffen, der dafür auch die finanzielle Grundlage schuf. Darüber hinaus stellte der Bezirk und hier insbesondere die Bezirksheimatpflege dem Autor nicht nur wesentliche Materialien und Dokumente von Quellwert bis in Handakten vormaliger Amtsträger hinein zur Verfügung, sondern ließ Paul Hoser erkennbar auch jedwede inhaltliche Freiheit, die sich in mancher kritischen Passage ebenso zeigt, wie in der öffentlich ausgetragenen Diskussion um Rolle und Funktion der Bezirke aus Anlass der geplanten publikumswirksamen Präsentation des Buches. Die Bezirksheimatpflege wirkte inhaltlich lediglich am abschließenden Lektorat des Manuskripts mit und tilgte Kritisches dabei verdienstvollerweise nicht. Auf diese Weise konnte ein authentischer, manches Mal durchaus auch subjektiver Text entstehen, der frei ist von jedem Anflug von Festschriftlyrik und die Stilistik einer reinen Werbebroschüre meidet.

II. Vielfältige inhaltliche Bezüge

Inhaltlich zeichnet Paul Hoser in Teil A (»Geschichte«) und Teil B (»Aufgaben«) – beide kreisen um weitgehend identische Topoi – ein differenziertes Bild der Entwicklung der höheren kommunalen Selbstverwaltungsebene im bayerischen Schwaben nach dem Zweiten Weltkrieg. Deutlich wird dabei, dass die Bezirke zu wesentlichen Abschnitten ihrer Geschichte einem teils erheblichen Rechtfertigungsdruck unterlagen, der wohl erst vor rund einem Jahrzehnt nachgelassen hat. Dass der Bezirk in den meisten Abschnitten seiner Existenz eher ein Stiefkind des demokratischen Verwaltungsaufbaus war, zeigt sich etwa an der von Hoser minutiös nachvollzogenen mühsamen Emanzipation der Bezirksverwaltung aus der Eingliederung in die mittlere staatliche Verwaltungsebene (Regierung von Schwaben), die mit der Bezirksordnung des Jahres 1978 leidlich erreicht werden konnte. Die seinerzeitigen Diskussionen und Alternativmodelle lässt Paul Hoser plastisch und kenntnisreich hervortreten. Diese Teile gehören zu den vollumfänglich gelungenen des Bandes und bieten substanzreiche Landes- und Zeitgeschichte. So gelingt es Hoser auch griffig, die Gespensterhaftigkeit der erneuten Infragestellung der Bezirke kurz vor der Jahrtausendwende evident zu machen, die aus letztlich persönlich-politischen Skandalisierungen heraus eine Grundsatzdebatte zur Existenz der Bezirke zeitigte, in der Sache aber ergebnislos blieb. Lediglich der Umstand, dass hier – wie vorgreiflich dazu auf der staatlichen Ebene – ein Generationswechsel innerhalb des politischen Personals andauerte, könnte in Hosers Darstellung etwas deutlicher hervortreten.

III. Bemerkenswerte Darstellung der Bezirksaufgaben

Eine bemerkenswert detailreiche Zusammenstellung bieten Paul Hosers Ausführungen zu den Aufgaben des Bezirks Schwaben und deren immer wieder Veränderungen unterworfenen Zusammensetzung. Es dürfte wenige Publikationen auf aktuellem Stand geben, welche die Sozialhilfearbeiten oder die Sicherstellung der psychiatrischen Versorgung so differenziert darstellen, wie Paul Hosers Buch es bietet. Nachdem diese Aufgabenfelder des Bezirks in der öffentlichen Wahrnehmung kaum hinreichend präsent sind, liegt gerade in der eingehenden Aufgliederung dieser Tätigkeitsfelder und der Erschließung der darauf bezogenen Quellen und Literatur ein besonderes Verdienst der vorliegenden Schrift.

Die Darstellung der Kulturarbeit des Bezirks Schwaben verändert die stilistischen Akzente der Darstellung gegenüber den Ausführungen zur Sozial- und Gesundheitspolitik deutlich. Bei der Kultur rückt Hoser die das Politikfeld dominierenden Persönlichkeiten, Bezirksheimatpfleger und Bezirkstagspräsidenten, ins Zentrum seiner Betrachtungen. Dadurch verliert dieser Teil der Schrift den unmittelbar zuvor gepflegten nüchtern-sachlichen Charakter etwas und bietet dem Leser durchaus Ansatzpunkte für Parteinahme, von der auch Paul Hoser nicht frei gewesen sein mag. Lesenswert sind diese Passagen trotzdem oder gerade deswegen allemal.

Bedauerlich ist der Umstand, dass Hoser bei der Zusammenstellung der Kulturarbeit des Bezirks Schwaben die Museen, an denen der Bezirk beteiligt ist oder die unmittelbar unter Federführung des Bezirks standen und stehen, sehr referentiell abarbeitet. Nachdem es gerade die Museumspolitik des Bezirks Schwaben war, die unter den sieben bayerischen Bezirken innovativ wirkte, hätte man sich hier eine breitere und etwas vertiefende Darstellung gewünscht insbesondere, wenn man andere Passagen des Buches dazu ins Verhältnis setzt, etwa die vor dem Hintergrund der Sache schwerlich zu rechtfertigende ausladende Beschäftigung mit dem gescheiterten Thermalbad Nördlingen.

IV. Leider auch Defizite

Im Gesamten hat Paul Hoser ein Buch vorgelegt, das sach- und gegenstandsorientiert sowie facettenreich über den Bezirk Schwaben, seine Entwicklung und seine Aufgabenfelder informiert und das sich – meistens – mit individuellen Bewertungen zurückhält. Die Informationen, die sein Buch stützen, hat Hoser mit großem Fleiß zusammengetragen, jedoch nicht stets mit Akribie behandelt. Warum etwa biographische Informationen zu einzelnen Akteuren offenbar grundsätzlich aus nicht zwingend zuverlässigen Internetquellen bezogen werden, erschließt sich nicht. In vielen Fällen mag dies die einzig unmittelbar verfügbare Information gewesen sein, das lässt sich zugeben. In manchen Fällen wäre eine Zuziehung des hergebrachten landesgeschichtlichen Schrifttums wohl sinnvoll gewesen.

In sachlicher Hinsicht wird dieses methodische Defizit stellenweise noch drastischer sichtbar: So müsste es etwa an sich nicht Wunder nehmen (was es bei Paul Hoser freilich tut), dass im Rahmen der Gebietsreform zeitweise geplant war, das »fränkische Dinkelsbühl« (S. 497) nach Schwaben umzugliedern. Die ehemalige Reichsstadt Dinkelsbühl gehörte über Jahrhunderte zum Schwäbischen (!) und nicht zum Fränkischen Reichskreis und ist dem Rezatkreis und späteren Mittelfranken nur deshalb zugeordnet, weil es zu Beginn des 19. Jahrhunderts für eine Handvoll von Jahren an die preußische Markgrafschaft Ansbach gefallen war!

Ähnlich oberflächlich verkürzend wirkt Hoser auch an anderer Stelle, wo er den zeitweiligen bayerischen Innenminister Bruno Merk unvermittelt zum »Fachmann« für kommunale Fragen ausruft, weil dieser auch Landrat gewesen sei (S. 83). In der Tat war Merk bis 1966 sechs Jahre Landrat in Günzburg, bevor er in die Bayerische Staatsregierung eintrat. An der

konkreten Stelle, an der er die Fachmannschaft Merks referenziert, behandelt Hoser freilich Reformüberlegungen zu den Bezirken um die Jahrtausendwende, also anderthalb Jahrzehnte nach Merks Ministertätigkeit und gut drei Jahrzehnte nach Merks Amtszeit als Landrat. Merk hier zum »Fachmann« zu adeln und dem als »Opponenten« dargestellten amtierenden Landrat zu Günzburg, Georg Simnacher, der zum Zeitpunkt der Debatte bereits 29 Jahre Landrat in demselben Kreis gewesen war (und überdies Bezirkstagspräsident), dieses Attribut zu verweigern, mutet deplatziert an und bringt die Ausführungen in den Bereich des Tendenziösen, vermeidet Paul Hoser doch andererseits und auffällig jede Bewertung der bayerischen Gebietsreform, die Innenminister Merk wesentlich verantwortete und deren Auswirkungen nicht ausschließlich und einschränkungslos als Erfolg gesehen werden.

V. Vermeidbares

Ließen sich die gerade angesprochenen Gravamina als Detailunschärfen vernachlässigen, die den Gesamteindruck des bemerkenswerten Buches an sich nicht zu trüben vermögen, so nähren sie doch Bedenken hinsichtlich der Zuverlässigkeit der mit viel Fleiß zusammengetragenen Darstellung spätestens seit Paul Hoser in dieser Schrift (S. 118) und nochmals in Zeitungsmedien (»Augsburger Allgemeine« vom 8. Juni 2017, Reaktionen darauf in »Augsburger Allgemeine« vom 22. Juni 2017, in »Die Welt« vom 22. Juni 2017 oder in »Süddeutsche Zeitung« vom 23. Juni 2017) erstaunliche Oberflächlichkeit hinsichtlich wesentlicher Bezüge seines Gegenstandes erkennen ließ. An beiden Orten diktiert Hoser dem zuständigen Bezirk (in diesem Fall noch nicht einmal der Bezirk Schwaben!) wesentliche Verantwortung für den Fall Mollath zu und behauptet letztlich, dieser habe wegen Handelns von Bezirksorganen und -dienststellen zu Unrecht in der geschlossenen Psychiatrie eingewiesen oder sei zumindest nicht aus dieser entlassen worden. Dass es eindeutige gesetzliche Vollzugsvorschriften gibt, auf deren Geltung die Bezirke keinerlei Einfluss haben, sondern wegen ihres Rechtscharakters schlicht an sie gebunden sind, dass August Mollath auf der Grundlage eines (letztlich durch Gerichte als fehlerhaft erkannten) Gerichtsentscheids in der pflichtgemäß durch Bezirke zu betreibenden Psychiatrie einsaß, bedenkt und bewertet Hoser erkennbar nicht. Zu insinuierten, der zuständige Bezirk müsse sich im Falle Mollath augenfällig-skandalöse Versäumnisse vorhalten lassen, zeugt von einer ebenso meinungsstarken wie erstaunlich kenntnislosen Herangehensweise an Justiz und Justizvollzug im Freistaat. Hier hat sich Paul Hoser wohl vorschnell selbst zum urteilenden Richter über rechtliche Bezüge aufgeworfen, in die er sich nur sehr bedingt sachgerecht eingearbeitet hat, was freilich an mehreren Stellen seines Buches (etwa S. 1, 532 sowie 666) augenfällig wird. Rechtliches ist seine Stärke nicht. Derartige Schwachstellen bleiben bei einem insgesamt höchst lobenswerten Werk nachdrücklich zu bedauern, wirken sie doch entstellend, was leicht hätte vermieden werden können. Durch die vielfältigen Bezüge, die das umfangreiche Buch gleichwohl sachgerecht erschließt, bietet es aber erheblichen und überwiegenden Gewinn.

Peter Kreutz

Epochenübergreifend

Karl-Georg PFÄNDTNER (Hg.)/Uta WOLF (Red.), »Gold und Bücher lieb ich sehr...« 480 Jahre Staats- und Stadtbibliothek Augsburg. Die Cimelien. Katalog zur Cimelien-Ausstellung vom 19. Oktober bis 15. Dezember 2017 (Cimeliensaal 2) Luzern 2017, 242 S., 180 Abb., ISBN 978-3-905924-59-6, 26 €.

Anlässlich ihres 480. Geburtstages im Jahr 2017 zeigte die Staats- und Stadtbibliothek Augsburg vom 19. Oktober bis 15. Dezember 2017 eine Auswahl ihrer kostbarsten Bücherschätze. Die Präsentation im Unteren Cimeliensaal, der 1893 beim Neubau der Bibliothek eigens für die Ausstellung der wertvollsten Werke errichtet worden war, verwies auf die Tradition der Bibliothek in der Pflege ihrer international bedeutenden Altbestände. Die seit Jahrzehnten in Tresoren verwahrten Bücherschätze kehrten damit für kurze Zeit in den für sie erbauten Präsentationsraum zurück. Die von Vorträgen, Führungen und Vorführungen in der Restaurierungswerkstatt begleitete Ausstellung fand ihre dauerhafte Dokumentation in dem von der Ernst von Siemens Kunststiftung finanzierten Katalog. Mit dem königsblauen Einband und dem repräsentativen Titelmotiv, dem als Pfauenrad gestalteten Stammbaum aus der Geschlechterbeschreibung der Augsburger Familie Hainhofer, verweist der Katalog als zweiter Band der neuen Reihe »Cimeliensaal« auf die Kostbarkeit des dokumentierten Inhalts. Schon der erste Band der Reihe präsentierte im Jahr 2016 unter dem Titel »Gesammeltes Gedächtnis – Konrad Peutinger und die kulturelle Überlieferung im 16. Jahrhundert« mit der Bibliothek des Humanisten Konrad Peutinger (1465–1547) Cimelien der Stadtgeschichte Augsburgs und der Reichsgeschichte zu dessen 550. Geburtstag. Der zweite Augsburger Cimelienband macht es sich zur Aufgabe, in der Nachfolge des ältesten Katalogs der Bibliothek, der 1575 als erster gedruckter Handschriftenkatalog überhaupt erschien, die wichtigsten Altbestände sowohl den Ausstellungsbesuchern als auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Publikation kommt eine besondere Bedeutung zu, lagen doch für die meist illuminierten Handschriften, Drucke, Zeichnungen, Druckgraphiken, Druckstöcke und Autografen bislang nur maschinenschriftliche Auflistungen vor. Auf diese wichtige Funktion als Bestandsveröffentlichung weisen auch die Geleitworte des damaligen Bayerischen Staatsministers für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Ludwig Spaenle, des Generaldirektors der Bayerischen Staatsbibliothek München, Klaus Ceynowa, sowie des Generalsekretärs der Ernst von Siemens Kunststiftung, Martin Hoernes, hin.

In den einführenden Beiträgen widmen sich Karl-Georg Pfändtner, Wolfgang Mayer und Ursula Korber der Geschichte der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, der Bedeutung des Cimelienbestands sowie der gesonderten Betrachtung der Handschriften, Drucke, Graphiken und Autografen, deren Auswahl für die Ausstellung in den Einführungen erläutert wird. Pfändtner verweist auf die bemerkenswerte Provenienz der Altbestände. Den Grundstock der 1537 als eine der ersten öffentlichen Bibliotheken gegründeten Sammlung bildeten die Bücher des in der Reformationszeit 1534 aufgelösten Karmelitenklosters St. Anna. Zu den ersten großen Ankäufen gehörten die 1543/44 für mehr als 1.100 Gulden in Venedig erworbenen rund 100 griechischen Handschriften des Diplomaten und Humanisten Antonios Eparchos (1491–1571). Einen bemerkenswerten Zugang bildeten die Bücher aus dem Nachlass des Augsburger Handelsherrn und Mäzenaten Markus Welser (1558–1614). Der Wertschätzung der frühen Erwerbungen entsprach offenbar das erste 1563 bezogene eigene Bibliotheksgebäude im Annahof, bei dem es sich um den ersten freistehenden selbstständigen Bibliotheksbau der Neuzeit handelte. Als bedeutendste Zäsur in der Geschichte der Bibliothek wertet Pfändtner die Abgabe zahlreicher wertvoller Bestände an die Münchner Hofbibliothek im Verlauf der Säkularisation und der Mediatisierung der Reichsstadt im Jahr 1806. Im Gegenzug erhielt die Augsburger Stadtbibliothek die Bücher der aufgelösten Augsburger

Klöster, der Eichstätter Hofbibliothek und einiger ostschwäbischer Konvente. Mit den Beständen des ehemaligen Augsburger Jesuitenkollegs gingen Teile der Bibliothek des Humanisten und Augsburger Stadtschreibers Konrad Peutinger in die Stadtbibliothek ein.

Der sich an die einführenden Beiträge anschließende zentrale Katalogteil präsentiert die Vielfalt der deutschen wie der internationalen Bestände in einer Auswahl von 77 Objekten, darunter orientalische Handschriften, Fragmente aus indischen Palmbblattcodices (Kat.-Nr. 69), deutsche und asiatische Holzschnitte. Die von 17 Autoren nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen verfassten, mit Abbildungen und Literaturhinweisen ausgestatteten Beschreibungen behandeln illuminierte deutsche, lateinische und griechische Handschriften sowie goldglänzende Schriften aus Persien und Turkestan, Inkunabeln, deutsche und japanische Holzschnitte sowie Holzdruckstöcke. Unter den vorgestellten Werken befinden sich so bedeutende wie die nach ihrem Aufbewahrungsort benannte »Augsburger Bibelhandschrift«, welche die älteste erhaltene Verdeutschung des gesamten Neuen Testaments darstellt (Kat.-Nr. 8). Die sehr einfache Ausführung des um 1350 datierten Buches verweist auf die Funktion als Gebrauchshandschrift und damit auf die Bedeutung des Werkes als authentisches materielles Zeugnis der Frömmigkeitspraxis des 14. Jahrhunderts. Mit dem »Blumen-König« ist eine der ältesten gedruckten Spielkarten im Augsburger Cimeliensbestand erhalten (Kat.-Nr. 47). Ihr Schöpfer, der oberheinische »Meister der Spielkarten« (tätig um 1425–1450) nutzte um 1440 als einer der ersten Drucker die Technik des Kupferstichs. Das aus dem Kloster St. Ulrich und Afra stammende, auf 1481 datierte ABC-Täfelchen (Kat.-Nr. 24) mag an die Tradition Augsburgs als Druckerstadt des 15. Jahrhunderts erinnern. Unter den Autografen sind zwei Briefe Martin Luthers (1483–1546, Kat.-Nr. 54) und Philipp Melanchthons (1497–1560, Kat.-Nr. 55) sowie Christoph von Schmidts Weihnachtslied »Ihr Kinderlein kommet« (1768–1854, Kat.-Nr. 59) aus dem Jahr 1819 aufgenommen. Das während der Ausstellungsvorbereitung von Wolfgang Mayer aufgefundene Fragment einer bisher nicht bekannten Gutenberg-Bibel ist als Zeugnis aktueller Buchforschung im Katalog präsent (Kat.-Nr. 60).

Als wertvolles Arbeitsinstrument ist der Anhang der Publikation hervorzuheben. Dieser Anhang enthält das Literaturverzeichnis sowie ein Kurzverzeichnis der Cimeliensignaturen, mit denen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die für die Ausstellung im Cimeliensaal vorgesehenen Objekte bezeichnet wurden. Ein Verzeichnis der im Katalog erwähnten Handschriften und Drucke beschließt den Band. Angesichts der Aktualität des Augsburger Kataloges und der durch ihn erschlossenen Bestände wäre eine Digitalisierung wünschenswert, die das Werk dem online verfügbaren Katalogband zu den Ausstellungen der Bayerischen Staatsbibliothek »Bilderwelten. Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit« (13. April 2016 bis 24. Februar 2017) zur Seite stellen könnte. Die vorliegende Publikation bezeugt als Begleitbuch der Ausstellung ebenso wie als wissenschaftliches Werk eindrucksvoll die Dauerhaftigkeit des gedruckten Buches als physischer Datenträger. In seiner ästhetisch ansprechenden Gestaltung wirbt der neue Augsburger Katalog für weitere Forschungen zu allen Facetten der Buchkulturen auf internationaler Ebene.

Carola Fey

Helmut GIER (Hg.)/Johannes MORDSTEIN/Barbara RAJKAY (Bearb.), Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben und seinen Randgebieten in Oberbayern, Franken, Württemberg, Vorarlberg und Tirol (Reiseberichte und Selbstzeugnisse aus Bayerisch Schwaben 3) Weibenhorn 2015, 508 S., 95 Farbbabb., ISBN 978-3-87437-561-0, 34,80 €.

Die vorliegende Veröffentlichung stellt den dritten Band einer von der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft herausgegebenen Reihe zu historischen Reiseberichten und Selbstzeugnissen aus Bayerisch-Schwaben dar. Er folgt, wie in der Einleitung des Her-

ausgebers ausführlich dargelegt wird, zwei vorausgehenden, von P. Dr. Hildebrand Dussler OSB (1893–1979) zusammengestellten Bänden, die bereits 1968 bzw. 1974 veröffentlicht wurden. Da die Konzeption zu der regional ausgerichteten Reihe, die zu ihrer Zeit wissenschaftliches Neuland erschloss und bis heute Maßstäbe setzt, sowie der Grundstock der im vorliegenden Band veröffentlichten Materialien noch auf Dussler selbst zurückgeht, hält das Lesepublikum mit diesem Band gleichsam das Vermächtnis des gelehrten Ordensgeistlichen in Händen. Ergänzend zu den bereits vorliegenden 105 Quellenzeugnissen der ersten beiden Bände enthält der dritte Band 31 Berichte von Reisenden des ausgehenden 15. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diese Zeugnisse umfassen, was Genre und Berichtsart angeht, ein breites Spektrum von Dokumenten, die alle im Zusammenhang mit Reisen entstanden sind. Dieses reicht von bloßen Ortserwähnungen bis zu ausgefeilten Beschreibungen, von mehr oder weniger laienhaften Erlebnis schilderungen bis zu detaillierten Reflexionen über Land und Leute, über Kunstgegenstände, Architekturdenkmäler und Kuriositäten. Neben Berichten von mehr oder weniger privaten Unternehmungen stehen solche von regelrechten Dienstreisen, etwa der einer Freiburger Ratskommission durch Oberdeutschland im Jahre 1476, deren Dokumentation nicht zuletzt der nachträglichen Rechtfertigung des eigenen Tuns gedient haben dürfte. Neben klassischen Reiseberichten wurden bei der Zusammenstellung der Sammlung durchaus auch Reiserrechnungen berücksichtigt, deren Einträge bisweilen mehr über den Alltag des Reisens und über die konkrete Lebenswelt der Reisenden aussagen als noch so detaillierte Schilderungen.

Es liegt in der Natur des Materials, dass die den einzelnen Reisenden bzw. deren Unternehmungen gewidmeten Abschnitte des Buches von sehr unterschiedlichem Umfang sind. Zu jedem dieser Abschnitte gibt es eine eigene Überschrift, die den oder die betreffenden Reisenden sowie das Jahr und den Anlass bzw. Charakter der Reise nennt. In einer kursiv gesetzten Einleitung werden sodann jeweils für das Verständnis des zeitgenössischen Quellenmaterials hilfreiche Informationen mitgeteilt sowie Literaturangaben zu Personen und Reisehintergründen und zur Textgrundlage des edierten bzw. übersetzten Dokuments mitgeteilt. Daran schließt sich das Reisedokument selbst an, dessen Gehalt durch Fußnoten erschlossen und kommentiert wird.

Wer sich in die Dokumente des vorliegenden Bandes vertieft, sieht sich mit einer Fülle ganz unterschiedlicher Eindrücke und Situationen aus mehreren Jahrhunderten konfrontiert. Vielfach geht es dabei um Städte, vor allem um die Metropole Augsburg, aber eben nicht nur um diese; die Perspektive des Reisenden betont den Blick auf Strecke und Fläche, wodurch Bayerisch-Schwaben als vormoderne Kulturlandschaft Profil gewinnt.

Unabhängig davon macht man sich im Rahmen der Lektüre mit spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Adligen und Patriziern auf ins Heilige Land, erlebt durch die Dokumentation von Parallelberichten bisweilen ein und dieselbe historische Situation aus unterschiedlicher Perspektive (so etwa im Falle des schwäbischen Adligen Hans Johann von Hürnheim und seines Kaplans Wolfgang Gebhart, 1569/70), zieht an der Seite von Zisterziensern zum Generalkapitel des Ordens nach Cîteaux, tourt mit frühneuzeitlichen Kavalieren durch Europa oder besucht mit jüdischen Gelehrten die jüdischen Gemeinden in Bayerisch-Schwaben. Unter den 31 Zeugnissen des vorliegenden Bandes finden sich regelrechte Klassiker des Genres, wie ein Auszug aus dem Tagebuch von Michel Montaignes Europareise in den Jahren 1580/81. Darüber hinaus sind auch Graf Reinhard von Hanau-Münzenberg, der im Jahre 1550 auf einer Fahrt ins Heilige Land die Gegend durchquerte, der schlesische Ritter Hans von Schweinichen (1575), der Ulmer Handelsherr Samuel Kiechel (1580er-Jahre), Salomon Schweigger (1581) sowie Gottfried Wilhelm Leibnitz (1688) und August Hermann Franke (1718) aus den folgenden Jahrhunderten beileibe keine Unbekannten. Nur sind eben die Reisedokumente gerade der beiden Letzteren bis heute von der Forschung unbeachtet geblieben und werden hier erstmals im Druck vorgelegt. Dies gilt auch für eini-

ge weitere Zeugnisse, von denen manche aus dem Englischen, aus dem Hebräischen, dem Lateinischen oder Polnischen übersetzt wurden.

Dem Reigen der fachkundig kommentierten Texte wird durch die Beigabe von zahlreichen, qualitativ durchweg hochwertigen Illustrationen zusätzliche Anschaulichkeit verliehen. Wort- und Bildbeschreibungen nebst beigegebenen Erläuterungen und Kommentierungen ergänzen sich dabei auf äußerst glückliche Art und Weise, wobei Inhalte durch Personen- und Ortsregister erschlossen sind und damit zu Vergleichen zwischen den einzelnen Abschnitten einladen. Eine detaillierte Dokumentation der verwendeten Quellen und Literaturtitel sowie ausführliche Register der erwähnten Personen und Orte beschließen den Band, an dem gebildete Laien und ausgewiesene Fachleute in gleicher Weise auch über die engeren Grenzen Bayerisch-Schwabens hinaus viel Gefallen finden werden. Gerade durch das Ineinandergreifen von lebendiger zeitgenössischer Schilderung und gelehrtem Kommentar vermittelt der Band heutigen Leserinnen und Lesern ein anschauliches Bild Bayerisch-Schwabens in der vormodernen Epoche.

Detlev Kraack

LANDKREIS AICHACH-FRIEDBERG (Hg.), Altbayern in Schwaben. Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2018, 194 S., 97 Abb., 5 Karten, ISBN 978-3-9813801-6-3, 15,90 €.

Mit seinem weiten Themenspektrum folgt auch der 2018 erschienene Jahresband »Altbayern in Schwaben« dem bewährten Konzept der Reihe. Während die Beiträge allesamt in Bezug zum Landkreis Aichach-Friedberg stehen, reicht deren zeitlicher Bogen vom Hochmittelalter bis in die Gegenwart. Schwerpunkt bildend zeigt sich dabei der »Wittelsbacher Heimattag«, ein vom Landkreis Aichach-Friedberg veranstaltetes wissenschaftliches Kolloquium. Seit 2012 dient er dem Austausch und der Wissensvermittlung all derjenigen, die sich mit lokal- und regionalhistorischen Themen im »Wittelsbacher Land« beschäftigen. Einige der dort gehaltenen Vorträge finden anschließend Eingang in das Jahrbuch.

Im Jahr 2017 widmete sich der »Wittelsbacher Heimattag« dem Reformationsjubiläum. Dabei zeigte sich, dass auch das traditionell katholische Gebiet des Landkreises Aichach-Friedberg seinen Anteil an der Reformationsgeschichte hat. Deutlich belegen dies die Beiträge von Barbara KINK (»Die Täufer im Landkreis Aichach-Friedberg«, S. 39–58), Klaus WOLF (»Balthasar Hubmaier. Professor, Prediger, Demagoge und Wiedertäufer aus Friedberg«, S. 59–66), Verena GAWERT (»Caspar Huberinus. Leben und Werk des Reformators aus Stotzard«, S. 67–76) und – zur Erweckungsbewegung – Hubert RAAB (»Ignaz Lindl. Betrachtungen zu seiner Baidlkircher Zeit«, S. 77–100).

Daneben enthält das Jahrbuch »Altbayern in Schwaben« 2018 vier Beiträge, deren Inhalte sich nicht auf das Reformationsjubiläum beziehen. Einleitend ist dies ein Beitrag von Helmut RISCHE (»800 Jahre Schorn. Burg, Schloss und Hofmark«, S. 9–38), der – wie bei ähnlichen Beiträgen in vorangegangenen Jahrbüchern – die Geschichte eines Adelssitzes vorstellt. Gerhard MAYER (»Wildgänse im Wittelsbacher Land«, S. 165–178) gehört ebenfalls zu den Autoren, die das Jahrbuch seit vielen Jahren bereichern. Seine auch für Historiker leicht zu lesenden Aufsätze widmen sich stets der Fauna und Flora im Landkreis Aichach-Friedberg, diesmal verschiedenen Arten von Wildgänsen, die als Neozoen in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten im Wittelsbacher Land heimisch geworden sind. Den Abschluss des Jahrbuchs macht Michael SCHMIDBERGER (»Theaterverzeichnisse für den Landkreis Aichach-Friedberg. Theatervereine – Theatergruppen – Einheimische Autoren«, S. 179–191) mit einem Überblick zum Theaterwesen im Wittelsbacher Land.

Etwas ausführlicher sei schließlich auf den Beitrag von Franz Josef MERKL (»An den Rändern der ›Volksgemeinschaft‹. Frauenschicksale in der Strafanstalt Aichach 1933–

1945«, S. 101–164) eingegangen. Merkl's Arbeit ist deutlich umfangreicher als für »Altbayern in Schwaben« üblich, was jedoch angesichts der Bedeutung des Themas und der damit zwangsläufig notwendigen akribischen Recherche auch geboten ist. Mit Merkl's Beitrag wird zum ersten Mal eine wissenschaftliche Arbeit zur Geschichte der Aichacher Frauen-Strafanstalt (konsequent vermeidet Merkl den Begriff »Justizvollzugsanstalt« für die Einrichtung eines Unrechtsstaates) während der NS-Zeit öffentlich vorgelegt. Nach einer umfangreichen Einleitung, in der der Autor die Geschichte des Aichacher Frauen-Gefängnisses in engem Bezug zur Forschungsliteratur skizziert, stellt er verschiedene Gruppen von Gefangenen der Zeit von 1933–1945 vor. Dabei greift Merkl bei allen Häftlingsgruppen jeweils auch Einzelschicksale heraus. Mit diesem Vorgehen gelingt dem Autor die schwierige Gratwanderung, ein fachlich komplexes Thema auch für Leserinnen und Leser, die fachwissenschaftlich nicht vorgebildet sind, überaus verständlich nahezubringen, ohne dabei vom eigentlichen Kern seiner Arbeit abzukommen. Schließlich belegt Merkl auf Grundlage sauberer Quellenarbeit die aktive Rolle, die die Strafanstalt bei den Verbrechen der NS-Zeit spielte. So wenig das Ergebnis für all diejenigen überraschend wirkt, die sich mit der Zeit des Dritten Reiches beschäftigen, ist es in Bezug auf die Strafanstalt Aichach doch neu und für die öffentliche Auseinandersetzung mit der NS-Zeit wichtig. Es sind deshalb vor letztgenanntem Hintergrund auch das Frauenforum Aichach-Friedberg, die Stadt Aichach und der Landkreis Aichach-Friedberg zu loben, die diese Arbeit initiiert und unterstützt haben. Sie haben mit Merkl den richtigen Autor für ein schwieriges Thema gefunden.

So ist auch der 2018 erschienene Jahresband von »Altbayern in Schwaben« ein Gewinn für die Forschungslandschaft in Altbayern und Schwaben und darüber hinaus geworden. Die gute Lesbarkeit der Artikel wird – auch dies sollte nicht vergessen werden – durch eine sehr solide Aufmachung und ebenso gutes wie umfangreiches Bildmaterial ergänzt.

Christoph Lang

Toni DREXLER, *Das Haspelmoor. Geschichte(n) einer Landschaft und ihrer Bewohner*. Mit einem Beitrag von Siegfried Hagspiel und Naturaufnahmen von Robert Hoiss, Augsburg 2018, 280 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-95786-176-4, 18 €.

Das Haspelmoor ist vielleicht nicht Montailou, Unterfinning oder die Mühle des Müllers Menocchio aus dem italienischen Friaul, doch hat es der einzigartige Naturraum zwischen München und Augsburg allemal verdient, eine eigene historische Abhandlung zu bekommen. Denn hier verdichten sich historische Phänomene, die von allgemeinerer historischer Bedeutung sind. Einer der Altmeister der modernen Sozialgeschichte, Carlo Ginzburg, bemerkte treffend: »Die historische Mikrogeschichte wirft einen intensiven analytischen Blick auf die Detailebene von Phänomenen [...] und sich mit einem bestimmten Fall, einer Person, einem Ereignis zu befassen, bildet die Grundlagen für eine tiefergehende Verallgemeinerung.« Wichtige Anregungen für historische Lokal- und Detailstudien lieferten im deutschsprachigen Raum seit den 1970er-Jahren die Rezeption der französischen Schule der *Annales* und im angloamerikanischen Bereich die Cambridge Group for the Study of Population and Social Structure.

Der Verfasser der anzuzeigenden Schrift steht eindeutig in dieser sozialhistorischen Tradition. Der mehrfach mit unterschiedlichsten Ehrungen ausgezeichnete Hörbacher ist in seiner Heimatregion, dem Landkreis Fürstentumbruck, bekannt wie ein »bunter Hund«. Neben seinen Tätigkeiten als Kreisheimatpfleger und Leiter des Bauernhofmuseums Jexhof prägte er wie kein anderer mit seiner Kleinkunstbühne, dem »Montagsbrett«, die bayerische Kulturszene. Tief verwurzelt in den Traditionen des »anderen Bayern« ist er als Verfasser vieler lokalhistorischer Studien mit vor allem sozial- und wirtschaftshistorischen

Fragestellungen hervorgetreten. Und so scheint der stark akzentuierte geographische Bezugsrahmen des zu besprechenden Werkes nicht zuletzt eine Reverenz an die Forderungen der Annales zu sein, können doch an einem vergleichsweise überschaubaren und kleinen Raum brennpunktartig große Entwicklungslinien nachverfolgt werden.

Der Autodidakt Drexler legt dabei hohe Maßstäbe an, seine Untersuchungen sind stets stark quellengesättigt. Zwei Zugänge sind es, die seine neue Studie zum Haspelmoor prägen. Es ist zum einen eine sehr persönliche Annäherung an seine heimatliche Region und zum anderen ein wissenschaftlicher Zugang, kennt Drexler wie kein anderer alle in Frage kommenden archäologischen Funde und relevanten Archivalien.

Angelegt ist das Buch mit den Gliederungspunkten Natur, Geschichte und Kultur dreiteilig, wobei die historische Darstellung unverkennbar den Hauptteil ausmacht. Die Naturbetrachtungen überlässt Drexler einem ausgewiesenen Kenner: Der Augsburger Apotheker Siegfried HAGSPIEL schildert mit großer Sachkenntnis die durch eine einzigartige Vielfalt gekennzeichnete Flora und Fauna des Haspelmoors. Illustriert durch die Naturaufnahmen von Robert HOISS zeichnet er die ganz besonderen naturräumlichen Gegebenheiten des 157 Hektar großen Naturschutzgebietes in den Gemeinden Hattenhofen und Althegnenberg im westlichen Landkreis Fürstentumbruck.

Im Anschluss setzt sich Toni Drexler, der sich seit vielen Jahrzehnten mit Archäologie beschäftigt, an zahlreichen Ausgrabungen teilnahm und 2017 mit der Reiner-Christlein-Medaille für Archäologie ausgezeichnet wurde, detailliert mit der Geschichte des Haspelmoors auseinander. Er beginnt seine analytische Erzählung mit den ältesten Steinzeitfunden und in der ihm eigenen kreativen Manier, die auch Mut zu Hypothesen miteinschließt. Nach großem zeitlichem Sprung analysiert Drexler die landesherrlichen Versuche unter Kurfürst Karl Theodor, die kurbayerischen Moorflächen zu kultivieren – ein Unterfangen, das in der Frühzeit der Industrialisierung im spektakulären Streckenbau zwischen München und Augsburg ab 1835 gipfelte. Die Umgehung des naturräumlichen Hindernisses eines Hochmoors ist jedoch nicht nur aus technikhistorischen Aspekten heraus hochinteressant, sondern barg wegen tausender Arbeiter, die aus den Armutsregionen Bayerns ins Haspelmoor kamen, großen sozialpolitischen Sprengstoff. Hunger, Elend, Krankheiten und extrem strapaziöse Arbeitsbedingungen prägten den Alltag der Arbeiter. Die Obrigkeiten fürchteten, dass Elendsgestalten die Region unsicher machen könnten, vor allem aber, dass mangelnde religiöse Unterweisung die Moral untergraben oder die Arbeiter in die Hände der Sozialdemokratie treiben könnte. In diesem Kapitel zeigt sich die große Stärke Toni Drexlers: Die konkreten Lebensumstände, die sozialen Spannungen und das wirtschaftliche Elend des vorindustriellen Bayern werden plastisch geschildert anhand vieler eindringlicher Quellenzitate. Die wirtschaftlichen Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts erfahren eine exemplarische Darstellung an einem Kleinraum: die einsetzende Industrialisierung mit ihrem Energiehunger, der durch den Abbau von Torf gestillt wurde, und, als schließlich effektivere Energiequellen gefunden worden waren, die Gründung des »Bayerischen Torfstreu- und Mullewerks Haspelmoor« für die Produktion von Isoliermaterial. Während der beiden Weltkriege arbeiteten Kriegsgefangene im Moor, um Entwässerungsgräben zu ziehen und Torf abzubauen. Ausführlich behandelt wird die Errichtung des Reichsarbeitsdienstlagers, das rasch von den Nationalsozialisten instrumentalisiert wurde und der Einsatz russischer Kriegsgefangener als Zwangsarbeiter, untermauert mit statistischem Material und Augenzeugenberichten. Drexler erzählt die Geschichte weiter: von den Bombardierungen am Ende des 2. Weltkriegs und den vielen ehrgeizigen Projekten und Begehrlichkeiten nach Kriegsende. Politik und Wirtschaft hatten einiges vor mit der scheinbar »brachliegenden« Landschaft. Drexler berichtet von den Überlegungen, im Haspelmoor einen Flughafen, einen Rangierbahnhof oder eine Mülldeponie zu bauen, um nur einige Projekte zu nennen. Viele Planungen wurden angestellt, die jedoch – Gott sei Dank – nicht verwirklicht wurden. 1985 wurde der bewaldete Moorteil schließlich unter Naturschutz gestellt.

Im dritten etwas disparaten Teil schildert Drexler nicht ohne Stolz die reiche Kulturszene rund um das Haspelmoor: von den Malern wie etwa Eduard Schleich d.Ä., die die einzigartige Moorlandschaften zu schätzen wussten, über Literaten wie Alfred Andersch bis hin zu Musikern wie den Biermösl Blosn, die mit dem Haspelmoor in Verbindung gebracht werden können. Mit Wilderer- und Räubergeschichten schließt das Werk, das aus mehreren Gründen bemerkenswert ist und nicht zu Unrecht schon nach wenigen Monaten aufgrund der großen Nachfrage neu aufgelegt werden musste. Das Buch, an dem Drexler mit einem Arbeitskreis über viele lange Jahre gearbeitet hat, ist eine Hommage an einen Naturraum – historisch anregend, vor allem aber absolut lesenswert.

Barbara Kink